

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinelbe-Schuffert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, Juni 1925

Heft 3

Die Kulturmorphologie

Eine Einführung in das Denken und Schaffen des Forschers Leo Frobenius

Von Studienrat Hellmut Wohlenberg

IV. Teil

Erdkreis

A. Der Pazifische Ozean

Der Kulturmorphologische Kongreß des Jahres 1923 gipfelte in dem Beschluß, Geheimrat Frobenius zur Ausdehnung seiner kulturgeographischen Methoden über alle Erdteile aufzufordern. Da das Problem Afrika als im wesentlichen gelöst betrachtet werden darf, so hat Frobenius im letzten Jahre sein Institut in der Tat auf eine Neueinteilung der Erdräume nach kulturmorphologischen Gesichtspunkten eingestellt. Die ersten Ergebnisse liegen vor in den beiden Bändchen des „Volksverbands der Bücherfreunde“¹¹. Der Inhalt dieser Bücher hat vorwiegend den Stoff zu den Vorträgen geliefert, die Frobenius in den letzten Wintern in Städten des In- und Auslandes (u. a. vor der „Academia Pontificale Arcadia“ zu Rom in Anwesenheit des Papstes) gehalten hat. Die in den genannten Büchern enthaltenen Karten sind die ersten Bausteine zu einem „Atlas Mundi“ (Weltkultur-atlas), den Frobenius als sein Lebenswerk betrachtet.

Was an den Karten zunächst überrascht, ist die Verlagerung des kulturgeschichtlichen Schwerpunktes vom Abendlande weg in den Pazifischen (Großen) Ozean; von diesem Zentrum aus ist Amerika der Osten, die Alte Welt der Westen. Ihren Grund findet diese Neuorientierung unseres Blickes in der Tatsache, daß die pazifischen Küsten Asiens und die polynesischen Inselbrücke des Großen Ozeans die frühesten Ausstrahlungspunkte der höheren Kultur waren.

Wir wissen bereits, daß höhere Kultur nur dann entsteht, wenn der Geist zweier entgegengesetzter Lebensräume sich mischt. Wir wissen ferner, daß die einander fremden und gleichzeitig anziehenden Kulturtypen das Patriarchat und das Matriarchat sind. Die Untersuchung der Südseekultur hat die Kulturpolarität nach einer ganz neuen Richtung ungeahnt vertieft. Dr. Kurt v. Boeckmann, der bisherige Direktor des Kulturmorphologischen Instituts, hat die schon vielfach in der Völkertunde be-

schriebene Kultur der Inselmenschen Polynesiens mit dem geschärften Blick des Kulturmorphologen auf das ihr wesentlich Eigentümliche durchforscht, und er ist zu dem Ergebnis gelangt, daß das Meer, als Lebensraum, dieser Kultur ihre allen Landkulturen entgegengesetzte Charakterfarbe aufgezwungen hat. Es liegt auf der Hand: wenn schon der Charakter eines Landraumes die dort erwachsende Kultur entscheidend beeinflusst, so schrumpfen doch alle Unterschiede des Festlandes — nach Gebirge, Ebene, Wüste — zur Einheit zusammen, sobald man das absolut Entgegengesetzte, das Meer, gegenüberstellt.

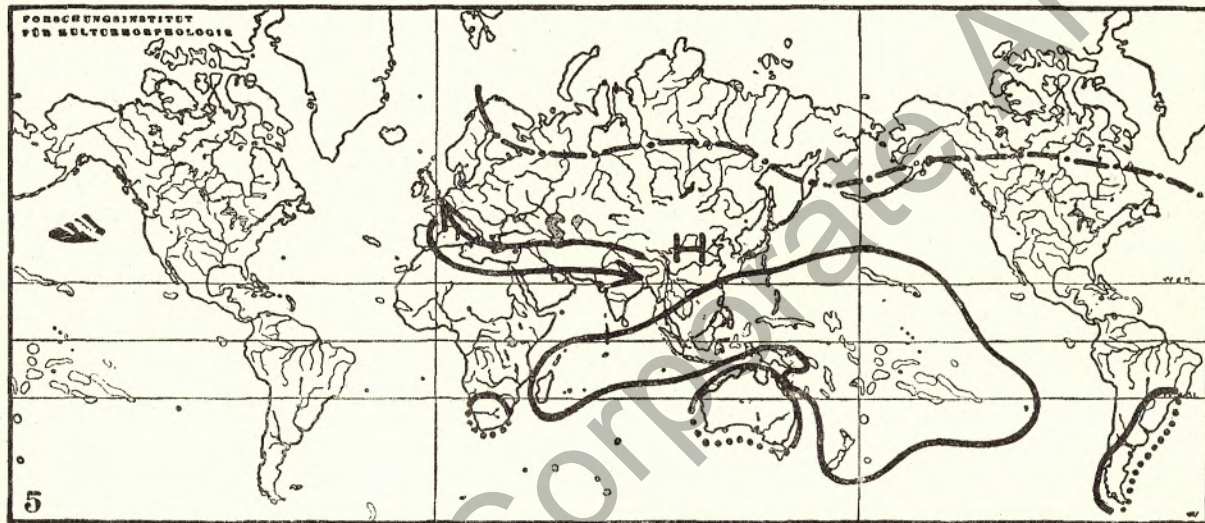
Polynesien ist der einzige Inselerdtteil, den die Erdoberfläche aufweist. Es nimmt einen Flächenraum ein von der Größe Afrikas. Jede der kleinen Korallen- oder Vulkaninseln — von wenigen Großinseln abgesehen — beschränkt den verfügbaren Landraum auf ein Minimum, so daß das auf ihr hausende Menschtum das Meer zu seiner wahren Heimat machen muß. In diese Menschen konnte das Meer seinen dämonischen Charakter ergießen, und so zeigt ihre Kultur das Äußerste an Umkehrung landständiger Lebensformen, das man sich überhaupt vorstellen kann. Keine noch so gegliederte Küste zwang ihren Menschenschlag zu einer so innigen Auseinandersetzung mit dem Meere wie diese Inselwelt. So wurde das Schiff zum Kernproblem ihrer materiellen Kultur: aber sie haben es weniger verwandt für politische Zwecke — dazu war ihre Landbasis zu schmal — sondern, um ihrem aufs Äußerste getriebenen Weitendrang zu folgen. Das Irrationale, Unbewusste, Seelische ist auch hier das Entscheidende gewesen. Die Polynesier haben in grauer Vorzeit mit ihrem kleinen Auslegerboot — ohne Eisen konstruiert! denn sie lebten noch in ihrer „Steinzeit“, als sie von Europa entdeckt wurden — Amerika, Afrika und das Rote Meer erreicht und überall ihr wichtigstes Kulturgut, ihre Mythen, hinterlassen. Hielt der Raumangel auf den kleinen Inseln die Entwicklung landständiger Kulturformen hintan — Familie, Hausbau, Gesellschaft, Staat —, so konnte es diese Verarmung durch eine unerhörte Bereicherung auf geistigem Gebiete wettmachen. Was das Land fördert, gedeiht nicht unter der Vorherrschaft des Meeres. Was aber in solchen Menschen der Eigenart des Meeres entgegenkommt, erfährt eine einzigartige Steigerung. All das Anstete, Fähe, Wilde, das auch im ruhigsten Meere der Möglichkeit nach beschlossen liegt, prägte sich dem Charakter dieser Inselmenschen auf. So finden wir in ihrer geistigen Kultur eine Neigung zum Übermaß,

¹¹ „Grundlagen der Kulturphysiognomie“, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin 1923. Band 1: „Vom Kulturreich des Festlandes“ von Leo Frobenius. Band 2: „Vom Kulturreich des Meeres“ von Kurt v. Boeckmann, 1924. Beide Bände sind im Buchhandel nicht erhältlich, auch beim Verlag vergriffen. Das Frobenius-Buch wird als 7. Band der „Erlebten Erdteile“ neu bearbeitet und erweitert erscheinen. Das Boeckmann-Buch wird, wie mir der Verfasser privatim mitteilte, voraussichtlich ganz umgestaltet bei einem anderen Verlage neu erscheinen.

zur Grausamkeit, zur Ekstase, wie sie sonst kaum vorkommt. Ließ der Raumangel alles Landständige in dieser Kultur verkümmern, so bewirkte die völlige Absonderung vom Festlande eine Ausprägung rein „mariner“ Geistigkeit. Der Kampf der Sonne mit dem Meere, ihr Untergang und ihre Wiedergeburt aus der Tiefe, ist das beherrschende, urewige Erlebnis des Meermenschen; so ist Maui, der Sonnengott, der große Held der polynesischen Mythen geworden, und ihre Religion hat ihn, nach Kampf mit anderen Gottheiten, zum obersten unter den Göttern emporgehoben. So finden wir in Polynesien die ersten Ansätze zum Monotheismus, der Lehre vom Einen Gott, in der ganzen Religionsgeschichte, und zwar auf der Grundlage des Sonnenkultes. Wo Landmenschen die Sonne verehren, haben sie die Anregung ursprünglich aus der Südsee empfangen. So ist der Sonnenkult der

und große Teile von Nord- und Südamerika. Die arktischen (kalten) Zonen des Nordens sowie die südlichsten Ländermassen: Australien und die Südspitzen von Afrika und Südamerika stehen außerhalb des Zusammenhanges der höheren Kultur, haben lediglich eine „fossile“ (versteinerte, unfruchtbare, im eigentlichen Sinne „primitiv“ gebliebene) Kultur, deren Menschentum sich hauptsächlich aus Verdrängten und Abgeschobenen der begehrteren Kulturräume rekrutiert.

Land und Meer sind also Pole, welche die Physiognomie der Kultur zu allertiefst bestimmen. Undeßsen verfallen der Inselmensch, der das Festland vermeidet, und der Landmensch, der das Meer nicht aufsucht, einer kulturellen Inzucht und Verarmung. Land und Meer sind Extreme, die erst durch Wertekreuzung Sinn gewinnen. Die Küste aber ist das ideale Ausgleichsgebiet, auf dem



Räume und Bewegung der älteren Kulturen

Die punktierten Linien bezeichnen die „fossilen“ Kulturen der Landräume im äußersten Süden. Das Verbreitungsgebiet der ursprünglichen „solaren“ Kultur ist durch glatte geschlossene Linie gekennzeichnet. Die Pfeile zeigen die Pendelschwüngen der Kultur zum und vom Hiatus an.

hervorstechendste Zug in der geistigen Eigenart der marinen Kultur; darum hat sie in der Kulturmorphologie den Namen „solare“¹² Kultur empfangen, und das ist gleichbedeutend mit mariner Südseekultur. Ihr Gegenpol ist jede Art von landständiger Kultur; und diese haben — wegen der Bevorzugung des Mondes in ihrer Mythologie — den Namen „lunare“¹² Kulturen erhalten. Land und Meer, lunar und solar, bezeichnen also eine neue Polarität der Kultur. Für die Bezeichnung solar und lunar hat natürlich nicht nur das grammatische Geschlecht den Ausschlag gegeben, sondern dessen lebendige Verankerung in den Naturmythen. Verehrte der eine Raum einen männlichen Sonnengott und eine Mondgöttin, so verehrte der andere Raum einen Mondgott und eine Sonnengöttin, d. h. dort herrschte die Sonne, hier der Mond.

Das solare Gebiet umfaßt vorwiegend die westöstliche Mittelachse des Pazifischen Ozeans, d. h. die äquatoriale Zone von Madagaskar über Arabien, Indien und Polynesien bis Zentralamerika. Das lunare Gebiet füllt die riesigen Ländermassen nördlich dieser Zone, also Zentralasien mit Mittel- und Osteuropa, außerdem Zentralafrika

Landgeist und Meergeist sich mischen und befruchten. Darum sind alle hohen Kulturen: Küstenkulturen, und je gegliederter eine Küste ist, je tiefer ein schiffbarer Strom das Land für den Einfluß des Meeres öffnet, um so besser sind die Aussichten für einen Aufstieg zu hoher Kultur.

Aus der Vermählung der marinen Kultur der Polynesier mit den Landkulturen der asiatischen Festlandsbewohner ist also an den pazifischen Küsten Südostasiens erstmalig in der Weltgeschichte eine höhere Kultur erwachsen. Von hier aus strahlten wellenförmig Kulturkräfte und -ideen (in Gestalt von Sagen, Mythen, Sitten, Kenntnissen) nach Osten und Westen aus. Der Weg, dem sie folgten an den Küsten entlang, ist die „solare Bahn“. Da das Mittelmeer keine unmittelbare natürliche See-Verbindung mit dem Indisch-Pazifischen Ozean hat, so mußte die Landbrücke Mesopotamien—Arabien—Syrien die Vermittlerrolle übernehmen. So kam das solare Kulturgut in das Gebiet des Mittelmeeres.

B. Die Alte Welt

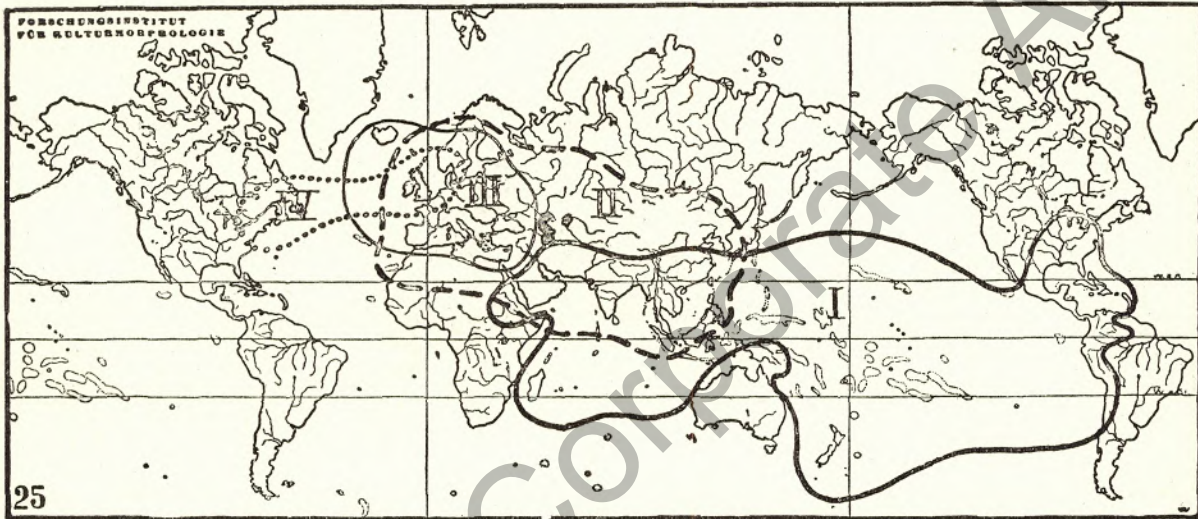
Es war oben von einem frühen, steinzeitlichen Westostpendelschlage der Kultur die Rede; es hat also schon einmal in vorgeschichtlicher Zeit die Kultur des europäischen Abendlandes eine führende Rolle gespielt. Diese Bewegung kam im asiatischen Osten zum Stillstande. Wir

¹² „solar“ v. lat. sol (m.) = die Sonne; „lunar“ v. lat. luna (f.) = der Mond. Auch im Englischen und im Französischen sind the moon und la lune weiblich, the sun und le soleil männlich, während es im Deutschen gerade umgekehrt ist.

sahen ferner, daß mit dem Beginn der Bronzezeit eine zweite Wendelbewegung in umgekehrter Richtung erfolgte, die nicht nur im Mittelmeerbecken selbst, sondern bis tief nach Afrika und Europa hinein einen schnellen Aufstieg zu höherer Kultur bewirkte. Jetzt wird deutlich, daß diese Entwicklung von pazifischen Ausstrahlungswellen getragen war, daß die Araber, Phöniker, Karthager, Etrusker, vor allem aber die Babylonier, Ägypter, Juden zunächst Pioniere und Zwischenträger, dann aber Förderer dieser mächtigen Kulturbewegung waren, bis dann ein Flankenstoß von Norden diese Vorherrschaft des Orients hemmte oder brach. Seitdem hat Europa, zuerst Süd- und hernach Westeuropa, die kulturelle Vorherrschaft übernommen.

Hinter dieser Verlagerung der großen Kulturkreise verbirgt sich aber noch ein tieferer Sinn. Die erste große

sind in ihrem Ablauf nicht genau gegeneinander abgrenzbar. Die hier genannten Epochen sind ganz im großen gesehen und bedeuten einen allmählichen zeitlichen und räumlichen Übergang. So ist z. B. die zeitlich vor dem Christentum erblühte griechische Philosophie nach ihrem Gehalt der dritten Kulturform zuzurechnen. Klar erkennbar ist aber die Tendenz: je mehr die Menschheitskultur vom Orient ab-, dem Okzident entgegenrückt, desto mehr wird der Verstand, der Wille, zum Hebel alles Kulturgeschehens, desto mehr verlieren die Gefühlswerte des Ostens an Beachtung und Bedeutung für die führende Kultur. Die philosophische Welt der abendländischen Neuzeit — die also nicht ohne guten Grund das griechische Erbe sich nutzbar zu machen suchte — entspricht nach ihrem Wesen dem reifen, klaren, tapferen Mannesalter der Menschheitskultur. Und erst im letzten Jahrhundert hat,



(Aus Frobenius: „Vom Kulturreich des Festlandes“, Karte 25)

Die Quellbecken der Kultur der Umbildung auf dem O-W-Pendel

I = die hochmythologische, II = die hochreligiöse, III = die hochphilosophische, IV = die materialistische Kultur

Auseinandersetzung der primitiven Meerkultur des Großen Ozeans mit der primitiven Festlandskultur der Innerasiaten führte an den indisch-chinesischen Küsten und auf den indischen Großinseln zu einer ersten Form der höheren Kultur: der Blütezeit der Mythologie, die dann alle Ränder des Indisch-Pazifischen Ozeans befruchtet und selbst Zentralamerika beeinflusst hat. Beim weiteren Vordringen der mythologischen Kultur auf der solaren Bahn nach Westen entzündete sie auf der Landbrücke zwischen dem Indischen Ozean und dem östlichen Mittelmeere eine zweite Form der höheren Kultur: die Blütezeit der großen Religionen. Mesopotamien, Persien, Palästina, Arabien sind ja die Ursprungsländer des Gedankens vom Einen Gott, der im Judentum, im Christentum und im Islam weltbeherrschende Gestalt empfing. Waren die mythologischen Religionen des Großen Ozeans gleichsam die Kindheit der hohen Kultur, so entsprechen die monotheistischen Religionen Vorderasiens einer idealistischen Jugendzeit der Menschheit. Im ausgehenden Mittelalter wurde dieser tiefen Religiosität das Rückgrat gebrochen; Zweifelsucht wurde wach, Kritik überlängte fromme Gläubigkeit; Philosophie, Vorherrschaft des Verstandes bezeichnen die dritte Großform der Menschheitskultur. (Vgl. Teil II C.)

Die Blütezeiten der einzelnen geistigen Kulturepochen

verbunden mit einer weiteren Verlagerung nach Westen, die Vergreifung der Kultur begonnen. Der Sieg der Technik über die Wissenschaft, der Maschine über den Menschen, der Wirtschaft über die Kultur zeigen an, wohin die Reise geht: ein Kreislauf ist vollendet! Der Atlantische Ozean ist zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte eine Verbindungsstraße geworden, während er zuvor infolge seiner Insellosgkeit eine absolut trennende Kluft bedeutet hatte. Mit der Besiedlung Amerikas durch Träger der abendländischen Kultur wird auch der augenblicklich triumphierende Kulturkreis so weit nach Westen vorgetragen, daß das alte pazifische Ausgangszentrum nahezu erreicht wird. Die von vielen befürchtete Auseinandersetzung der Vereinigten Staaten von Amerika mit Japan, der ersten politischen Macht des Westens mit der ersten politischen Macht des Ostens, kann kultur- und machtpolitisch Wirkungen auslösen, deren Tragweite heute noch niemand auch nur zu ahnen vermag. Orient und Okzident heißt die alleräußerste Steigerung der Kulturpolarität. Das Abendland leugnet heute alle Werte des Orients, es will sich nicht länger befruchten lassen von fremdem Geist. Es hebt die Polarität der Kultur — bewußt oder unbewußt, jedenfalls schicksalhaft — auf und spricht damit das kulturelle Todesurteil über sich selbst. Nicht umsonst hat der Weltenschöpfer die Lebe-

wesen in zweierlei Gestalt geschaffen; eine Kultur ohne Orient ist gleichsam wie ein Amazonenstaat, kann nicht für sich selbst bestehen, muß Befruchtung suchen oder zu Grunde gehen.

Deutschland aber — und das ist unsere Schicksalsfrage — gehört nicht zum „untergehenden Abendland“. In dieser Ansicht unterscheiden sich abermals Spengler und Frobenius. Die Zusammengehörigkeit West- und Mitteleuropas ist für Spengler eine Voraussetzung, mit der sein ganzes Gedankengebäude steht und fällt; bei Frobenius ist sie eine völkerkundlich nicht haltbare Behauptung. Die Verbreitungsgebiete von Matriarchat und Patriarchat

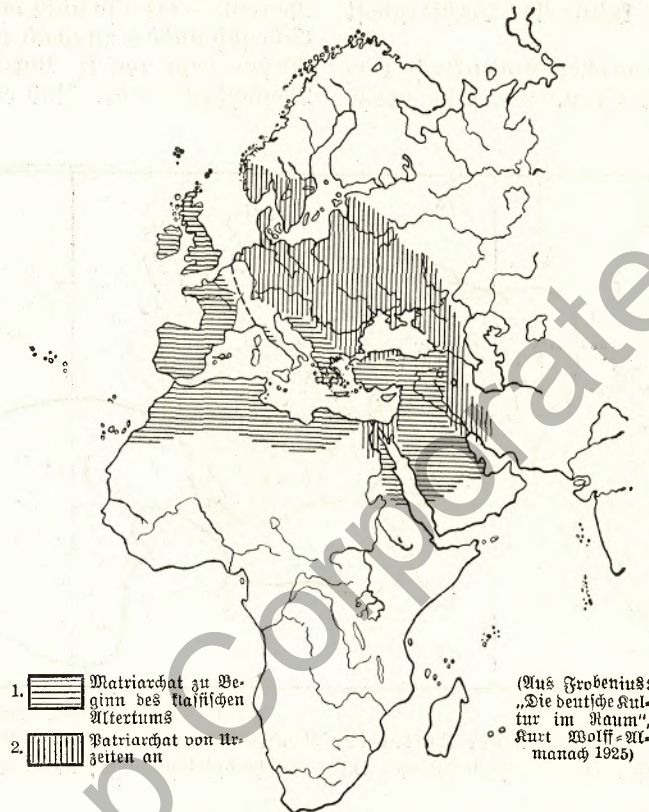
im vorgeschichtlichen Europa zeigen die westlichen Länder im Banne des Frauenrechts, Mittel-, Nord- und Osteuropa im Banne des Männerrechts. Zwischen Westeuropa, zu dem auch die britischen Inseln der Vorgeschichte gehören, und Mitteleuropa zieht sich ein breites Übergangsgebiet von der Schelde über die Westalpen nach dem Golf von Genua, eine Art neutraler Zone, die in der späteren Geschichte bis auf den heutigen Tag als Lotharingen, Burgund immer wiederkehrt. Dieses Grenzgebiet ist also nicht nur politisch, völkisch, sprachlich umstritten, sondern es ringen zwei Paideumen miteinander. Bis in die älteste Steinzeit (Eiszeit) hinab vermag Professor Obermaier-Madrid dieselbe Grenze mit Hilfe prähistorischer Beweise aufzuzeigen und erhärtet damit die völkerkundlichen Befunde Frobenius'. Weitere Untersuchungen der Kulturmorphologen werden dasselbe Problem auch für die hochgeschichtliche Zeit verfolgen; und der Kenner der Kunst und Literatur kann schon heute keinen Zweifel mehr haben, daß die Grenze zu Recht gezogen ist.

Deutschland aber befindet sich in den Klauen der westlichen Verfallsmächte, politisch erst seit dem Weltkrieg, kulturell aber schon bedeutend länger. Das deutsche Volk hat von jeher seine seelischen Organe gern den Gefühlswerten des Orients geöffnet; unter dem stets zunehmenden Einfluß des westlichen Wirtschaftsgeistes hat es auch diese Pflicht im letzten Jahrhundert stark vernachlässigt. Vor den Toren im Osten erstarken die Kräfte des Orients; es kann kein Zweifel sein, daß das heutige Rußland orientalischen Geistes ist. Die Kulturen des Westens aber haben sich selbst verkapselt, und das Schicksal Amerikas — der kulturelle Tod — wird auch sie ergreifen. Wir Deutschen stehen vor der Wahl: wollen wir an der westlichen „Kulturverfälschung“ ersticken, oder wollen wir uns von dem Ballast befreien, uns durchringen zu unserem eigenen Schicksal, dem andere Wege vorgezeichnet sind? Sollen wir uns bei der unvermeidlichen Endauseinandersetzung

zwischen Okzident und Orient von jenem mit in den Abgrund zerren lassen oder rechtzeitig Anschluß nach Osten suchen? Es gibt anziehende und abstoßende Pole unter Menschen und Kulturen. Wer im Weltkrieg russische Gefangene im Dienste des deutschen Bauern mit französischen verglichen hat, weiß, was die Stimme der Natur spricht. Dem Orient können wir Führer werden, als das „westliche Nervenende einer mächtigen östlichen Großentwicklung“, wie Dr. v. Voeckmann es formuliert; dem Okzident sollen wir dienen als Parias, als milchende Kuh, als politische Rastraten.

Je höher wir die Wirtschaft bewerten, um so mehr stören wir das innere Gleichgewicht unserer Kultur, um so mehr verschieben wir das nötige Mischungsverhältnis von Kultur und Zivilisation, von Patriarchat und Matriarchat, von Orient und Okzident oder wie man es immer nennen mag, einseitig zugunsten des einen Pols, dessen absolutes Übergewicht nur ein Ende sein kann, eine gesunde Weiterentwicklung nicht gestattet. Wirtschaft steht im Dienste des Leibes, ist Materialismus; Kultur ist Dienst an der Seele, leugnet den Leib, will empor zu Gott. Eines ist ohne das andere nicht möglich, darum muß der Mensch beides pflegen zur gleichen Zeit, soll sein Dasein sinnvoll sein.

Es ist nicht uninteressant zu erfahren, wie einer unserer bedeutendsten Wirtschaftsführer über diese Dinge denkt. Generaldirektor Dr. Vögler hielt am 30. November 1924 auf der Hauptversammlung des „Vereins deutscher Eisenhüttenleute“ einen Vortrag über den Wiederaufbau Europas; am Schluß seiner Rede wies er auf die Aufgaben der Technik hin, und seine Ausführungen gipfelten in der Forderung, auf allen Gebieten der Technik und Wirtschaft könne nur gesteigerte Produktivität uns retten. Dr. Vögler fuhr dann fort: „Man mag das bedauern. Es sind nicht die Schlechtesten unter uns, die eine Rückbildung der Industrialisierung und damit eine Vereinfachung, Verlangsamung und Vertiefung des Lebens wünschen. Aber die tatsächliche Lage läßt leider nur diesen (oben gekennzeichneten) Ausweg.“ Damit wird Dr. Vögler wohl recht haben. In der augenblicklichen verzweifelten Lage würde ein Nachlassen der wirtschaftlichen Energie wohl den sofortigen staatlichen und völkischen Zusammenbruch bedeuten. Aber das in seinen Worten zum Ausdruck kommende schlechte Gewissen des kulturliebenden und kulturbedürftigen Menschen darf nicht unterdrückt, sondern muß wach gehalten werden. Es ist Sache und Verantwortung aller derjenigen Deutschen, die nicht im harten Fron des Wirtschaftsdienstes ihre Kraft verzehren, das zu leisten, was diesen das Schick-



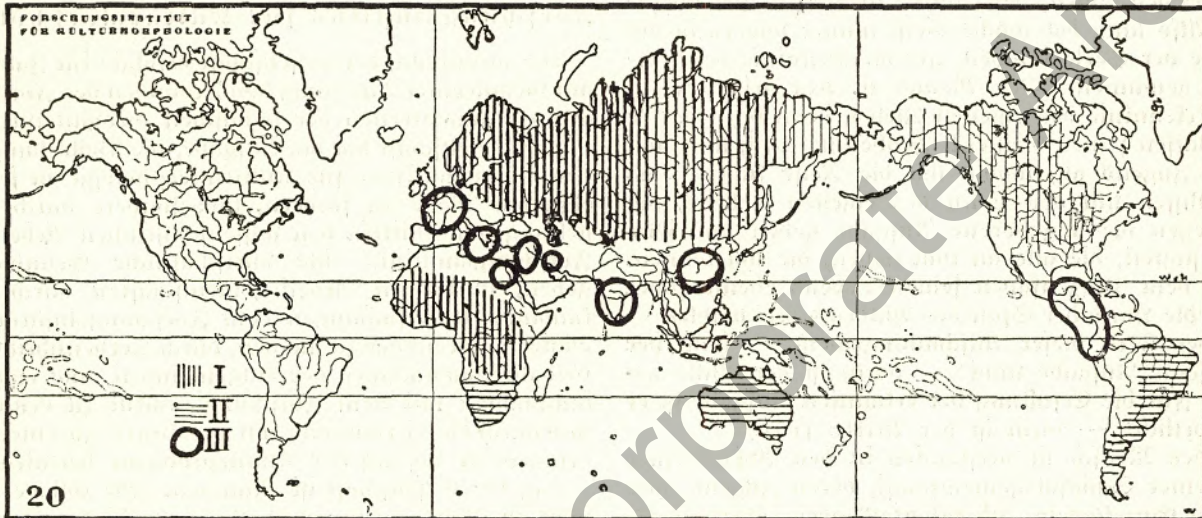
Urformen des Gemeinschaftswesens

1. Der Raum des Matriarchats deckt sich ungefähr mit den von Bachofen im „Mutterrecht“ genannten Gebieten; nur ist er auf Grund neuerer Forschungen nach Westeuropa hin erweitert worden.
2. Der Raum des Patriarchats umfaßt den historischen Raum des Germanen- und Slaventums, bzw. deren geschichtlicher Vorgänger. Beachte die Grenzlinie zwischen Scheldemündung und Oberitalien.

sal nicht vergönnt. Pflicht der Forscher, Erzieher, Künstler ist es, die ihnen reichlicher gewährte freie Zeit nicht müßig zu versäumen, sondern auch über den Rahmen der äußeren Verpflichtung hinaus zu wachen über die seelischen Belange des deutschen Volkes. Bedauerlich ist es vor allem, daß solche ungleiche Verteilung der nationalen Pflichten das deutsche Volk wiederum in zwei Lager spaltet, daß nicht jeder einzelne das Leben in beiderlei Gestalt erfüllen kann, daß Dienst an der Wirtschaft und Dienst an der Kultur nicht zusammenfallen können in einerlei Beruf. Wenn aber jeder Teil die Nöte des andern hört und anerkennt, so kann dennoch durch wechselseitige Ergänzung das Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit erzeugt werden, welches allein ein Volk zur Nation zusammen-schweißt.

noch weiterging, das ist eins der großen Wunder dieses Lebens. Jetzt beginnt der Strom wieder oberirdisch zu fließen. Der starke Wasserfall Frobenius bringt Gefälle in den noch zaghaften Fluß, und schon wollen viele Nebenflüsse ihn suchen und bereichern.

Kultur und Kultur ist nicht dasselbe. Ein anderes ist die Kultur als überpersönliche Idee, die eine Gemeinschaft Einzelner in wesensgleiche Formen zwingt; ein anderes ist die Kultur als geschichtlicher Lebenskörper. Gegen jene allein gibt es keine Auflehnung; gegen diese aber gibt es eine Auflehnung, denn sie ist immer nur eine Teilverkörperung jener Idee. Niemals tut sie das Notwendige vollendet rein, immer ist sie untermischt mit Zufallsschläcken von Irrtum und von Schwäche. Die Kulturidee gibt das Leitmotiv an und die großen Formen



Das Widerspiel des Pendelausschlages: die Polarität in Orient und Okzident

Der steinzeitliche W-O-Pendel bedeutet demnach eine kulturelle Befruchtung des Orients durch den Okzident; der frühgeschichtliche O-W-Pendel eine kulturelle Befruchtung des Westens durch den Osten. Beachte die Lage Deutschlands, gleichsam im „Niemandland“ zwischen den Fronten des Orients und des Okzidents

I = lunar; II = fossil; III = hohe Kulturen im Raume der solaren Bahn.

V. Teil.

Weltanschauung

Das ganze Schaffen Frobenius' ist ein flammender Protest gegen die Alleinherrschaft des Verstandes und gegen die Mechanisierung des Geistes. Damit nimmt er eine alte Überlieferung deutschen Denkens wieder auf. Frobenius ist deutsch in allen Fasern seines Wesens. Sein Wille kennt kein höheres Ziel, als das deutsche Volk aus der Umklammerung des westlichen Geistes zu befreien. Es ist kein Zufall, daß Frobenius den schon genannten Bachofen, ein Musterbeispiel deutscher Denkungsart, ausgegraben und vor dem Vergessen bewahrt hat.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ging eine seltsame Verwandlung mit dem deutschen Geiste vor sich. Die letzten Töne der Romantik klangen ab, eine große, eigentümlich deutsche Überlieferung, die von Herder und Goethe über die Schlegel, Schelling bis Hegel geführt hatte, riß durch und machte dem Maschinenzeitalter und der damit verbundenen rein praktischen Denkungsart Platz; der alte Geist der deutschen Kultur wurde unsichtbar, verschwand — floss aber gleichsam unterirdisch weiter wie die Donau in der Schwäbischen Alb. Bachofens „Mutterrecht“ mußte unbemerkt bleiben in einer Zeit, die ihr Bestes verleugnete, die sich in einer „Pseudomorphose“¹³ ohnegleichen gefiel, welche im Grunde nur Nietzsche damals durchschaute. Daß aber der rechte Herzschlag den-

geschichtlicher Verwirklichung. Der Kulturkörper hat wohl die Idee als richtunggebende Kraft in sich, aber ohne die Gewähr ihrer Erfüllung. Die geschichtlichen Kulturen wachsen eben nicht nur, sie bedürfen auch der Leitung; und eine solche ist nur möglich nach Maßgabe der bewußten Kenntnis, die der Wille des Führers vom Bauplan der Kulturseele hat.

Eine geschichtliche Pseudomorphose setzt immer Unkenntnis der Kulturidee, mangelnde Energie oder gebundene Hände voraus, also etwas, das korrigiert werden kann, eine Möglichkeit verantwortlichen Eingreifens in die Geschichte eines Volkes durch seine Führer nach der Richtung des vorbestimmten Weges. Es kommt auch nicht nur darauf an, daß es eine Kulturidee gibt, sondern vor allem, daß man sie kennt; und sie zu kennen, ist eben die Vorbedingung für den Spitzenmenschen, der die Verantwortung übernimmt. Die erkannte Kulturidee macht überhaupt erst die Kultur zur Erzieherin, zum Paideuma, schafft einen ganz neuen Menschentyp, der unter der mit der „Mechanik“ unserer Epoche verbundenen Bewußtheit nicht mehr leuchtet, sondern sie einglie-

¹³ „Pseudomorphose“ (Fehlgestaltung) ist ein von Spengler geschaffener Begriff der historischen Methodik. Spengler versteht darunter die Übersättigung einer Kultur durch Elemente einer fremden Kultur; z. B. den künstlichen Import westeuropäischen Wesens seit Peter d. Großen nach Rußland, einen Einfluß, der jetzt durch die bewußt antiwestliche Bewegung des Bolschewismus gleichsam wieder ausgespiert wird.

bert in den Haushalt seines Seelenlebens als willkommenes Werkzeug der Orientierung zu Harmonie und Gleichgewicht des Daseins.

Es kann gar nicht scharf genug betont werden, daß Frobenius in keiner Weise Fatalist ist. Zwar behauptet er manchmal, nicht an die Freiheit des Willens zu glauben, aber das ist nicht wörtlich zu nehmen. Wer seine Gedanken zu Ende denkt, merkt bald, daß Frobenius einen Mittelweg zwischen Willensfreiheit und Willensgebundenheit gefunden hat, und gerade das wirkt überzeugender als jedes Extrem. Frobenius weiß, daß jeder seelischen Einzelzelle ihr Ziel angeboren ist, daß der Wille des Einzelnen nur vermag, das mit der Geburt gesetzte Ziel des Lebens entweder zu erreichen oder es zu verfehlen, nicht aber es eigenwillig zu verändern. Alles Denken hat nach Frobenius den Zweck, den Willen über dies Ziel aufzuklären. Also muß der wache Geist immer wieder in die Abgründe der Seele tauchen, um die Kenntnis der Aufgabe zu gewinnen. Der Mensch ist verantwortlich für die Erkenntnis des eigenen Zieles, denn dazu hat er ja die Waffen seines Geistes! Frobenius weiß nun von frühester Jugend an, wohin ihn die Reise führt. Das sichere Wissen um den Sinn des eigenen Lebens, die Treue gegen die angeborene Aufgabe geben ihm jene stolze Festigkeit, die alle an ihm lieben, die ihn kennen. Er folgt dem Parzefaden seines Lebens ebenso sicher wie der edle Hund der Spur des Wildes. Frei wählen — das ist der Kern dieser Anschauungsweise — kann der Mensch seine Aufgabe nicht: — darin ist der Wille gebunden. Für die Erfüllung der erkannten Aufgabe ist er verantwortlich: — darin ist der Wille frei.

Aber der Mensch ist verflochten in den Ablauf einer Kultur, einer Schicksalsgemeinschaft, deren Jugend oder Alter sein Einzeldasein „überschattet“ oder „übergoldet“. Das Denken muß nicht nur die Ich-Aufgabe des Lebens erkennen und dem Willen zur Ausführung überantworten; es muß diese Aufgabe aber auch zu den Wir-Belangen des flutenden Gemeinschaftslebens ins rechte Verhältnis setzen, sie mit der Kultur und den Gesetzen ihres Wachstums und Charakters in Einklang bringen. Das Denken muß also imstande sein, die geistige Umwelt nach Alter, Kraft und Wesen sicher einzuschätzen. Wie das möglich sei, ist der andere Kern der Frobeniusschen Fragestellung. Daß jeder für sich eine Antwort finden kann und muß, steht für ihn außer allem Zweifel. Ohne eine solche Antwort verlore das Einzeldasein seinen Sinn, fehlte der Ich-Aufgabe der Horizont, gegen den sie sich abheben muß. Die Lebensaufgabe klar zu erkennen, fordert freilich eine gewaltige Höhe des Bewußtseins. Das Denken wird gleichsam doppelt überwölbt, der Wille abermals festgelegt. Und dennoch bleibt der entscheidende kleine freie Spielraum, in dem der Wille sich verantwortlich und also frei betätigen kann.

* * *

Wiederholen wir nun die Frage des Anfangs: was ist deutsch? so haben wir als Unterlagen für die Antwort dieses gewonnen: Die deutsche Kultur ist in das Kulturgeschehen ihrer westlichen Nachbarn nicht schicksalhaft verwoben. Sie hat ihr eigenes Werdegeseh, und dessen Leitmotiv lautet: im Patriarchat nur findet sie Erfüllung; der unbeschwerter schöpferische Geist des Mannes gibt die bestimmende Note. Dienst an der Seele, Kultur soll den Vorrang haben über den Dienst am Leibe, die Wirtschaft. Deutschland und der Orient sind anziehende, Deutschland und der Okzident sind abstoßende Pole¹⁴.

Das ist alles sehr allgemein und klingt mehr negativ als positiv. Es ist mehr ein Rahmen, in den die Hauptsache noch eingespannt werden muß, als eine erschöpfende Antwort. Aber bisher fehlte überhaupt ein zuverlässiger Hebel, das Deutsche vom Fremden klar zu scheiden. Nun haben wir einen Schlüssel in der Hand, der uns nach und nach das Geheimnis unseres eigenen Wesens wird erschließen können. Eine Forschung, die im fremden Afrika aus 3000jähriger Vergangenheit herauszuschälen vermochte, was eigen und was fremd ist, darf sich wohl zutrauen, auch der eigenen Nation zu offenbaren, was echt ist und was unecht. Sache der Nation ist es dann, von solcher Kenntnis — Gebrauch zu machen!

Die Gesellschaft zur Förderung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie¹⁵

Die Gründung der Gesellschaft erfolgte im Jahre 1922 auf Grund einer Anregung von Freunden des Forschungsinstituts aus Kreisen der sächsischen Großindustrie.

Die Gesellschaft hat die Aufgabe, die Bestrebungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie in jeder geeigneten Weise zu fördern, insbesondere durch Bereitstellung von Mitteln den wissenschaftlichen Arbeiten des Forschungsinstituts eine wirtschaftliche Grundlage zu geben, in lokalen Arbeitsgemeinschaften durch völkerkundliche Untersuchungen dem Forschungsinstitut neues Material erreichbar zu machen, durch Herbeiführung eines Gedankenaustausches der Allgemeinheit eine enge Fühlungnahme mit dem Forschungsinstitut zu ermöglichen und durch die Verbindung mit der Praxis zu einer Nutzen bringenden Lösung der Kulturprobleme beizutragen.

Sitz der Gesellschaft ist München. Die Gliederung erfolgt in Landesgruppen, von denen bisher je eine in Bayern und in Sachsen besteht.

Die Mitgliedschaft in der Gesellschaft wird durch Anmeldung beim Direktorium, München, Schloß Nymphenburg, erworben. Die Aufnahme ist mit Übersendung der Mitgliedskarte erfolgt. Mitglieder können alle natürlichen und juristischen Personen werden, und zwar:

als Förderer solche, die sich zu einem Jahresbeitrag von mindestens 50 G.-Mk. verpflichten,

als Stifter diejenigen, die eine einmalige Zuwendung von mindestens 500 G.-Mk. leisten.

Außerdem kann die Mitgliedschaft ausgeübt werden als unterstützendes Mitglied mit einem Jahresbeitrag von mindestens 3 G.-Mk. von Dozenten, Assistenten und Studierenden der deutschen Hochschulen und Akademien.

Die Mitglieder erhalten die „Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie“ kostenlos übermittelt. Es steht ihnen freier Eintritt bei den Vorträgen des Forschungsinstituts zu. Außerdem haben die Förderer und Stifter ein Bezugsrecht auf je ein Exemplar sämtlicher vom Forschungsinstitut herausgegebenen Werke zum Verlagspreis, das ist ungefähr 33 1/3 % unter dem Ladenpreis. Die Stifter sind weiter noch berechtigt, unter den jeweils in Bearbeitung stehenden Veröffentlichungen diejenige zu bestimmen, der ihre Stiftung zufallen soll. Bei Drucklegung der Arbeit trägt das Buch den Namen des Stifters.

¹⁴ Vergl. hierzu den kurzen Aufsatz von Leo Frobenius: „Die deutsche Kultur im Raum“ im Almanach auf das Jahr 1925 vom Kurt-Wolff-Verlag, Seite 154 ff.

¹⁵ Entnommen einem Mitteilungsblatte des „Forschungsinstituts für Kulturmorphologie“.

Die Gründung der Förderungsgesellschaft erfolgte kurz vor dem Beginn der Inflationsperiode. Es ist natürlich, daß diese Periode auf die Entwicklung der Gesellschaft stark hemmend gewirkt hat. Trotzdem war ein fortschreitendes Anwachsen der Mitgliederzahl und eine rege Interessennahme besonders aus Industrie- und Handelskreisen zu verzeichnen. Auch das Auswärtige Amt, das Reichsministerium des Innern, die Bayerische und die Sächsische Regierung und deutsche Stadtgemeinden, voran München und Mannheim, haben Beihilfen geleistet. Die jetzt eingetretene Stabilisierung unserer Währung läßt im Hinblick auf die weitere Entwicklung

der Gesellschaft und damit für die Fortführung der wichtigen Arbeiten des Forschungsinstituts günstige Ausblicke zu.

Die Berufung von Herrn Geheimrat Frobenius an die Universität Frankfurt a. M. mit einem Lehrauftrag für Völkerkunde wird möglicherweise auch für das Forschungsinstitut die Verlegung in einen neuen Wirkungskreis zur Folge haben. Somit werden die im Zusammenhang mit der neuen Wirtschaftslage gefaßten Pläne für Neuorganisation und Ausbau der Gesellschaft erst im Zusammenhang mit der Entscheidung über das Forschungsinstitut zur Ausführung gelangen können.

Das Rätsel der Materie

Von Prof. Dr. Ebner, Aachen

VIII.

Das Rätsel der durchdringenden Raumstrahlung.

Die luštelektrische Forschung wird zur Zeit von einer Frage beherrscht, die in hervorragendem Maße das Interesse der Physiker in Anspruch nimmt: die durchdringende Raum- oder Höhenstrahlung. In unserer Atmosphäre ist nämlich eine Strahlung vorhanden, die an Durchdringungsvermögen alle bekannten Strahlungen der Radioaktivität, selbst die härtesten uns bekannten Röntgenstrahlen noch weit übertrifft und uns zwingt, das Spektrum der Strahlungen nach der Seite der kurzwelligen hin noch um das Zehnfache zu erweitern; während die kürzesten uns bisher bekannten Röntgenstrahlen etwa den 10 000. Teil der Länge der Lichtwellen ausmachen, besitzt die neue Strahlung nur etwa den 100 000. Teil der Lichtwellenlänge, wenn man sie überhaupt als eine Wellenstrahlung betrachten kann. Noch interessanter aber als die Frage nach der Natur dieser neuen Strahlung ist die nach ihrem Ursprung, die uns in die tiefsten und schwierigsten Probleme der kosmischen Physik und der Entstehung unseres ganzen Weltgebäudes hineinführt; die neue Höhenstrahlung erlangt nämlich ihre Hauptbedeutung erst durch ihren Zusammenhang mit Vorgängen auf der Sonne oder in bestimmten Teilen unseres Fixsternhimmels, besonders in der Milchstraße, und scheint auch mit rein erdphysikalischen Fragen wie Erdmagnetismus, Polarlicht, Erhaltung des elektrostatischen Erdfeldes und dergleichen in engster Beziehung zu stehen. Da nun in neuester Zeit von zwei hervorragenden Forschern auf diesem Gebiete, Wigand und Kolhörster, zusammenfassende Berichte über ihre Untersuchungen und Entdeckungen gegeben sind, soll im folgenden versucht werden, sowohl die gesicherten Ergebnisse der experimentellen Forschung dieser durchdringenden Raumstrahlung, als auch die hochinteressanten Annahmen über ihre Entstehung und Herkunft weiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen.

Was zunächst die Geschichte der Entdeckung der neuen Strahlung in der Luft angeht, so vollzog sich dieselbe vor allem durch Ballonbeobachtungen und Messungen im Hochgebirge. Zwar hatten schon um die Jahrhundertwende die deutschen Physiker Elster und Geitel durch ihre grundlegenden Arbeiten über die Luštelektrizität festgestellt, daß bei allen Beobachtungen in abgeschlossenen Gefäßen aus Metall oder sonstigem leitenden Material eine von außen die Wände durchdringende Strahlung mit im Spiele sei, die man aber fast reslos auf die Wirkung radiumhaltiger, sogenannter aktiver Substanzen im

Boden, in Gewässern und in der Luft zurückführen zu können glaubte. Wenn auch der mittlere Radiumgehalt der Gesteine unserer Erdrinde außerordentlich klein ist — man schätzt ihn auf etwa 2 Millionstel Gramm in einer Tonne Gestein, während die Radioaktivität der Gewässer und der Luft noch um mindestens das Tausendfache geringer ist —, so war es dank der hochentwickelten Apparatur für solche Strahlungsercheinungen, um die sich besonders der Jesuitenpater Wulf in Holland durch sein Fadenelektrometer verdient gemacht hat, dennoch möglich, die Wirkungen dieser geringen Mengen als sogenannte Erd- und Luftstrahlung festzustellen, während der Rest der Strahlung, der sich beim Versenken der Apparate in größere Wassertiefen noch immer zeigte, als Eigen- oder Reststrahlung des benutzten Gefäßes erklärt wurde. Dabei entsprach es durchaus dieser Anschauung von der rein irdischen Herkunft der Strahlung, daß sich bei Beobachtungen auf Türmen eine deutliche Abnahme der Strahlung gegenüber ihrem Bodenwerte feststellen ließ, da eben die Bodenstrahlung durch entsprechend dicke Luftschichten mehr oder weniger verschluckt wurde. Auffällig war allerdings dabei die von englischen und amerikanischen Forschern gemachte Feststellung, daß für diese Strahlung dennoch eine tägliche Wiederkehr vorhanden sei, die sie in Beziehung zu dem Stande der Sonne setze und der Vermutung Raum ließ, daß die Sonne die Quelle dieser Strahlung sein könne, wie es der schwedische Physiker Arrhenius schon früher behauptet hatte. Erst als man jedoch den Freiballon und das Flugzeug zu weiteren Versuchen heranzog, kam man zu ganz neuen Entdeckungen über die Natur dieser sogenannten Höhenstrahlung: man fand, daß zwar innerhalb der ersten 1000 Meter die Strahlung abnahm, zwischen 1 und 2 Kilometer Höhe jedoch schon denselben Wert wieder wie am Boden erreichte und von da ab mit wachsender Höhe erst langsam, schließlich aber immer stärker zunahm; in der von Wigand und Kolhörster erreichten Höhe von über 9000 Metern hatte die Strahlung schon ein geradezu verblüffendes Vielfaches ihres Bodenwertes, mehr als das 70fache, erreicht, so daß kein Zweifel mehr bestehen konnte, daß hier eine von außen her in unsere Atmosphäre eindringende Strahlung vorhanden war; dabei war diese Zunahme der Strahlung in großen Höhen über Seenflächen genau so überraschend wie über Landflächen. Kolhörsters Messungen am Eigergletscher in 2300 Meter Höhe und am Jungfraujoch in 3500 Meter Höhe haben ebenfalls diese Zunahme der Strahlung mit der Höhe ein-

wandfrei bestätigt; dabei zeigte sich, daß die Größe dieser Strahlung wieder beträchtlich zurückging, wenn man die benutzten Instrumente in Eishöhlen gegen die Höhenstrahlung abschirmte, weil das Eis die von oben herabfallende Strahlung nicht vollständig durchließ. So ging am Jungfraujoch die Höhenstrahlung um etwa ein Viertel ihres Wertes auf der freien Gletscheroberfläche zurück, als die Apparate in eine Eiskammer gebracht wurden, die in eine 9,7 Meter tiefe Gletscherspalte geschlagen war. Rolhörster fand außerdem — und dies war das merkwürdigste seiner Ergebnisse — eine tägliche, immer wiederkehrende Schwankung der beobachteten Höhenstrahlung um etwa 15 % ihres Betrages, die ziemlich genau mit dem Höchst- und Tiefstand der Milchstraße am Himmelsgewölbe übereinstimmte; er zog aus dieser Schwankung den naheliegenden Schluß, daß die Stärke der Strahlung von der Stellung der Erde zum Himmelsgewölbe abhängig sei, daß also die Strahlung den Raum nicht gleichmäßig erfüllt, sondern vermutlich aus der Milchstraße oder ihr benachbarten Himmelsgegenden kommt, die mit der Erddrehung auf- und niedersteigen; die Schwankungen treten ein, je nachdem die strahlenden Himmelsgebiete den Scheitelpunkt passieren oder tiefer am Horizont stehen.

Nachdem wir so das merkwürdige Verhalten der neuen Strahlung mit zunehmender Erhebung über dem Erdboden kennengelernt haben, wenden wir uns nunmehr zu der Frage nach der eigentlichen Natur der Strahlen und ihrem Verhalten beim Durchsetzen der Materie. Nach dem englischen Physiker Rutherford unterscheidet man drei wesentlich voneinander verschiedene Strahlenarten, die als α -, β - und γ -Strahlen bezeichnet werden, entsprechend den drei Anfangsbuchstaben des griechischen Alphabets. Ohne uns allzu lange bei diesen verschiedenartigen Strahlen aufzuhalten, sei nur darauf hingewiesen, daß die ersten beiden körperlicher Natur sind, das heißt, daß sie aus ausgeschleuderten, elektrisch geladenen Körperchen bestehen, während die Gammastrahlen im Gegensatz dazu masselos sind und nur aus Ätherschwingungen oder sogenannten elektromagnetischen Impulsen bestehen, die sich von den Lichtschwingungen nur durch ihre etwa 10 000 mal kleinere Wellenlänge unterscheiden, ähnlich wie die Röntgenstrahlen, die sie aber noch durch ihre größere Härte oder Schwingungszahl übertreffen. Verschieden ist auch für alle drei Strahlenarten ihr Durchdringungsvermögen für Materie. Die Alphateilchen werden bereits durch ein Blatt Schreibpapier vollständig aufgehalten und verschluckt, die Betastrahlen erst durch einige Millimeter Metallblech, während die harten Gammastrahlen noch durch eine Eisenschicht von 30 Zentimeter Dicke hindurchgehen. Aus Messungen des sogenannten Absorptionskoeffizienten der durchdringenden Höhenstrahlung hat sich nun ergeben, daß diese neuen Strahlen sich genau wie Gammastrahlen verhalten, daß aber ihre Härte und entsprechend ihr Durchdringungsvermögen für Materie etwa 15- bis 16 mal so stark ist wie das der bisher bekannten härtesten Radium- und Thoriumstrahlen; wir haben also in der neuen Höhenstrahlung die härteste und durchdringendste Strahlung vor uns, die überhaupt bis jetzt bekannt geworden ist.

Während wir über die Eigenschaften der neuen Strahlung auf Grund der vorliegenden Beobachtung einigermaßen unterrichtet sind, läßt sich die Frage nach dem Ursprung und der Entstehung der durchdringenden Höhenstrahlung weniger genau beantworten. Unbedingt sicher und nach dem vorhergehenden ohne weiteres klar ist nur das eine, daß diese Strahlung nicht aus dem Erdboden

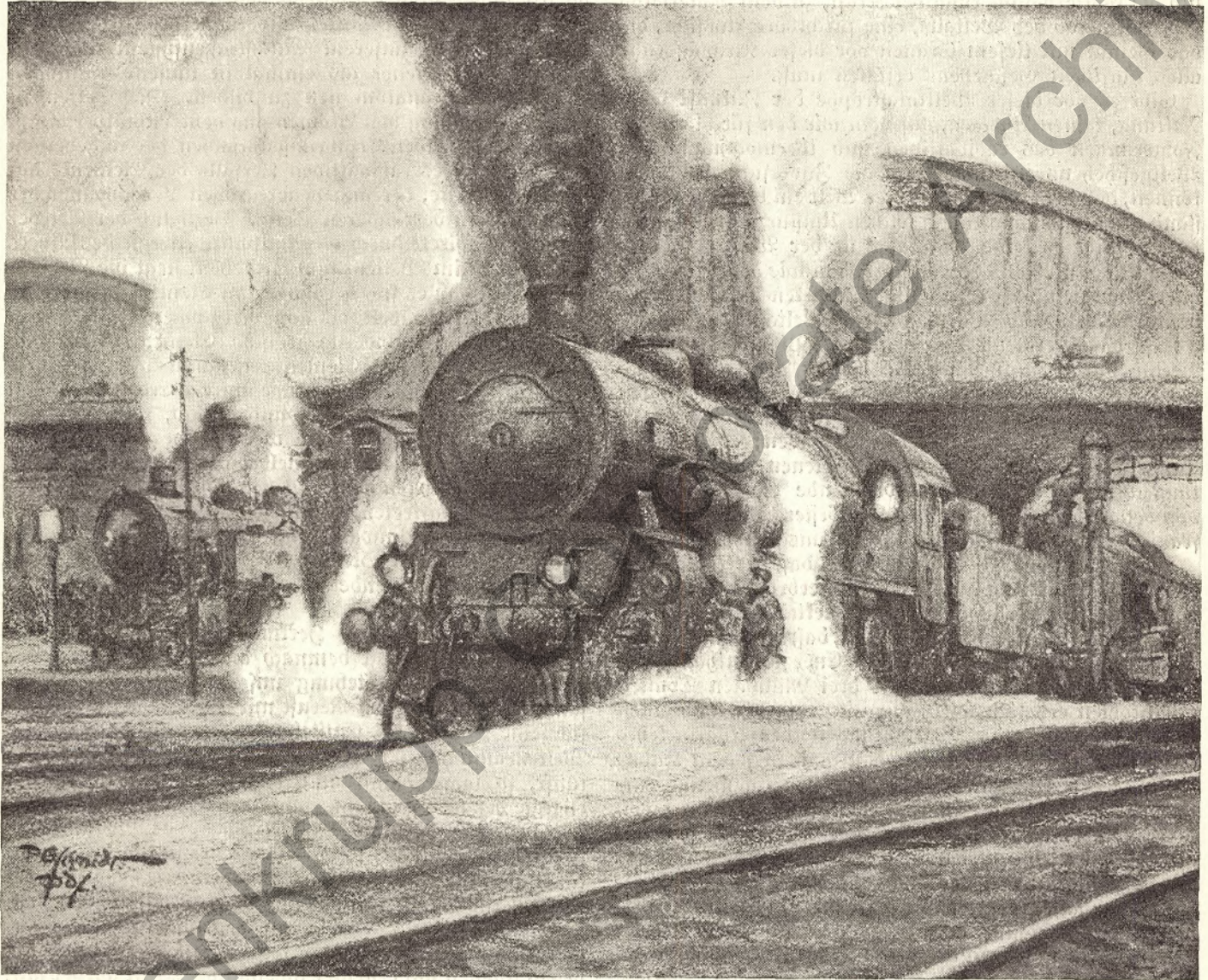
oder den niederen Schichten unserer Atmosphäre stammt. Schwieriger gestaltet sich schon die Entscheidung der Frage, ob die neuen Strahlen nicht aus den oberen Atmosphärenschichten von mehr als 10 Kilometer Höhe, der sogenannten Stratosphäre stammen, sei es, daß in ihnen ein noch unbekanntes, sehr leichtes und dabei stark radioaktives Gas enthalten ist oder daß in ihnen aus dem Weltraum stammende Staubmassen von hoher Strahlungskraft fein verteilt sind, wofür gewisse Dämmerungsercheinungen in der Atmosphäre schon lange zu sprechen schienen. Aber abgesehen davon, daß diese Staubmassen nach längerem Schweben schließlich zur Erdoberfläche gelangen müßten, der auf den Schneefeldern des Polargebietes sich ansammelnde Staub aber noch niemals eine Spur von eigener Radioaktivität ergeben hat, so müßte mit Rücksicht auf die außerordentliche Stärke der neuen Strahlen sowohl diesem vermuteten Gas als auch dem schwebenden Staub eine derartige hohe Strahlungskraft zukommen, daß ein irdischer Ursprung für sie vollkommen ausgeschlossen ist und nur ihre Herkunft aus dem Weltraum übrig bliebe. Daß dieser Ursprung aber nicht die Sonne sein konnte, wie man anfangs glaubte, wurde durch erneute Beobachtungen bei Sonnenfinsternissen und durch die Unveränderlichkeit der Höhenstrahlung bei Tag und Nacht sowie ihre Unabhängigkeit von dem jeweiligen Sonnenstande über Gletschereis und Seeflächen bewiesen; auch rechnerisch ergab sich, daß die Sonne wie auch Mond, Planeten und jeder andere Himmelskörper eine ganz unwahrscheinlich hohe Radioaktivität — etwa die 170fache des Urans — besitzen müßten, wenn sie der Ausgangspunkt der neuen Strahlung sein sollten. So blieben schließlich bei der Erklärung der neuen Strahlung nur zwei Annahmen übrig: entweder die Annahme von Schweidler-Seeliger, daß der ganze Weltraum gleichmäßig mit einer strahlenden Materie erfüllt sei, deren Radioaktivität sich zu $\frac{1}{1200}$ von der des Urans oder auf das 100fache der die Erdrinde zusammensetzenden Gesteine bestimmen ließ, und die dann mit dem in der heutigen Physik als ziemlich überflüssig erkannten Lichtäther gleichartig sein mußte, oder aber die Annahme von Aernst, daß bestimmte Teile des Fixsternhimmels, nämlich solche, in denen Sterne von geringer Dichte, sogenannte Nebelsterne, und die jungen roten Riesensterne vorhanden sind, als Ursprungsstätte der neuen Strahlung anzusprechen seien, besonders also die Nebelflecken und Sternhaufen der Milchstraße, deren Zusammenhang mit der neuen Strahlung die Rolhörsterschen Beobachtungen auf dem Jungfraujoch aufzudecken scheinen.

Zu der Auffassung, daß der Weltraum nicht leer, sondern gleichmäßig mit Energie erfüllt ist, daß diese Energie aber an bestimmten Stellen des Weltalls in Form einer Urmaterie besonders stark angehäuft und hier der Sitz von außergewöhnlich kräftigen radioaktiven Ausstrahlungen zu suchen ist, war die physikalische Wissenschaft auch auf einem ganz anderen Wege gelangt, dessen Ausgangspunkt die Zerfallstheorie der Elemente von Rutherford geliefert hat. Nach dieser unzweifelhaft als richtig anzusehenden Theorie wissen wir, daß die 92 Grundstoffe, aus denen sich unsere Welt aufbaut, nicht unveränderlich und ewig sind, wie man noch vor gar nicht langer Zeit glaubte, sondern daß sie einem fortgesetzten, wenn auch gewöhnlich unendlich langsamen Zerfall unterliegen, derart, daß sich die Grundstoffe von hohem Atomgewicht unter Ausschleuderung von Heliumteilchen und Elektronen ununterbrochen in solche von niederem Atomgewicht ver-

wandeln. Wenn nun aber alle chemischen Elemente mit unaufhaltbarer Sicherheit, wenn auch noch so langsam, zu Helium und wahrscheinlich weiterhin zu Wasserstoff abgebaut werden, da der Heliumkern sich vermutlich aus vier Wasserstoffkernen zusammensetzt, wie kommt es dann, daß mit Rücksicht auf die zeitliche Unendlichkeit der Welt nicht schon lange alle Materie in Helium verwandelt und die sonstigen chemischen Elemente nicht schon längst von der Bildfläche verschwunden und einem völligen Aus-

schon völlig abgebaut und daher ausgestorben sind, ein Schicksal, das vielleicht auch die noch fehlenden fünf mit ihnen teilen und die übrigen 86 früher oder später ebenfalls erfahren werden.

Aber nicht genug, daß eine solche Umwandlung aller Grundstoffe in eine verbindungsunfähige Armaterie, sei sie nun Helium oder Wasserstoff, eine weitgehende Entwertung des Stoffes bedeutet und über die bunte Fülle des heutigen Geschehens den Schleier einer toten und



D-Zug Köln-Berlin

Kohlezeichnung von P. G. Schmidt, Düsseldorf

gleich aller stofflichen Unterschiede in der Welt Platz gemacht haben? Daß es solche bereits völlig abgebauten Grundstoffe wirklich gibt, zeigt schon die seltsame Tatsache, daß gerade 92 Elemente auf unserer Welt vorhanden sind und daß noch kein Element von höherem Atomgewicht als das des Urans bisher gefunden wurde, ebenso wenig wie es bisher gelungen ist, fünf von diesen 92 Elementen wirklich aufzufinden, obwohl wir ihr physikalisches und chemisches Verhalten genau vorhersagen können; die Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung liegt wahrscheinlich darin, daß alle Elemente oberhalb des Urans

gleichförmig öden Welt verbreiten müßte: wir müßten sogar von einer völligen Auflösung und Vernichtung selbst dieser Armaterie, von einem wahren Materietod dieser Welt sprechen. Seit Einstein wissen wir, daß Masse verschwindet, wenn die Materie Energie abgibt; zwar ist dieser Betrag, der sogenannte Massendefekt, für jede irdische Energieabgabe verschwindend klein — man erhält ihn, wenn man die abgegebene Energie durch das Quadrat der Lichtgeschwindigkeit teilt —, aber in der Hauptsache kann man dennoch behaupten, daß sich fortwährend Masse in den Weltenraum verflüchtigt und daß

dieser Massenschwund mit Rücksicht auf die Unendlichkeit des zeitlichen Geschehens allmählich jeden endlichen Größenwert überschreiten muß. Und nicht nur das: alle Energie der Welt muß sich schließlich in Wärme umsetzen, die einseitig in den unendlichen Weltenraum hinauswandert und für jegliche Arbeitsleistung in unserer Welt hoffnungslos verloren ist, bis schließlich alle Energieunterschiede verschwunden und nur noch eine arbeitsunfähige, überall ausgeglichene Wärme das Weltall durchzieht. Zu der Götterdämmerung der Materie gesellt sich die Götterdämmerung der Kraft, zu dem Materietod der Wärmetod des Weltalls, eine furchtbare Aussicht, die das Gemüt mit tiefem Grauen vor dieser Kirchhofsruhe alles künftigen Geschehens erfüllen muß.

Gibt es vor dieser Weltkatastrophe der Zukunft keine Rettung, keinen Ausweg, auf dem wir den fürchterlichen Folgerungen des radioaktiven und thermodynamischen Weltgeschehens enttrinnen und die Zuversicht gewinnen können, daß die Ordnung unserer Welt ein bleibender Zustand ist und niemals einem solchen Umsturz anheimfallen kann? Gibt es keine Vorgänge in der Welt, die dem radioaktiven Zerfall der Materie so gut wie dem Ausgleich aller Energieunterschiede entgegenwirken und uns vor dem Materie- und Wärmetod des Weltalls bewahren? Es ist das Verdienst des deutschen Physiko-Chemikers Nernst, durch Einführung einer neuen Weltentstehungstheorie mit einem Schlage alle diese düsteren Ausichten über das künftige Weltgeschehen beseitigt und den dauernden Zustand der Welt gerettet zu haben; als wichtige Stütze dieser Nernstschen Theorie dienen die Beobachtungen über die neue durchdringende Höhenstrahlung, von denen die Untersuchungen Kolhörsters auf dem Jungfraujoch auf Anregung von Nernst ausgeführt sind.

Nernst geht von der Tatsache aus, daß der radioaktive Zerfall der Elemente mit einer ununterbrochenen Abgabe von Energie in Form von Wärme, Elektrizität und Strahlung verbunden ist; wir wissen heute, daß in jedem Gramm Masse so viel innere atomistische Energie enthalten ist, wie aus der Verbrennung von drei Millionen Tonnen Steinkohlen erhalten wird. Nernst geht aber noch einen Schritt weiter; aus Betrachtungen der Wärmelehre kommt er zu der Folgerung, daß auch in jedem Kubikzentimeter des leeren Raumes eine Energiemenge enthalten sein müsse, die mindestens dem Wärmewert von 500 000 Tonnen Steinkohlen entspricht. Dieser ungeheure Energiestrom, den man die Nullpunktenergie des leeren Raumes oder, wenn man an der Existenz des Lichtäthers festhalten will, wohl auch die Nullpunktenergie des Äthers genannt hat, durchflutet also den ganzen Weltenraum und befindet sich mit der in der wägbaren Materie enthaltenen Energie im Gleichgewicht; Nernsts Annahme geht nun dahin, daß ebenso, wie sich bei ihrem Abbau die Elemente in Helium- oder Wasserstoffatome und diese sich schließlich in Nullpunktenergie des Äthers verwandeln, umgekehrt auch aus diesem Äther durch gelegentliche Schwankungen seines Energieinhalts wieder Atome chemischer Elemente sich bilden können. Die Nullpunktenergie des Vakuums wäre also der große Mutterstoß der Welt, aus dem alle Materie geboren wird und

in den sie schließlich auch wieder zurückkehrt; von ihr gelten die Worte des Erdgeistes im Faust:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Woll' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer!

Daß wir dieses Entstehen und Vergehen des wägbaren Stoffes aus der Nullpunktenergie des Weltenraumes experimentell noch nicht beobachtet haben, liegt nach Nernst an der ungeheuren Seltenheit dieses Vorgangs; um die Masse der Welt im Mittel unveränderlich zu erhalten, brauchte sich in unserem Milchstraßensystem noch ungeheuer viel seltener als einmal in tausend Millionen Jahren ein Uranatom neu zu bilden. Die Seltenheit dieser Neubildung von Atomen aus dem Lichtäther ergibt sich aus den beiden Erfahrungstatsachen der ungeheuren Langsamkeit des radioaktiven Zerfalls der Elemente auf der einen Seite, der ungeheuer großen Lebensdauer der Fixsterne auf der anderen Seite. Bezüglich der Art der Atome, die direkt durch die Nullpunktenergie des Äthers hier und da im Weltenraum entstehen, liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei ihnen um Elemente von hoher Ordnungszahl handelt, die noch viel schwerer sind als das bisher bekannte schwerste irdische Element Uran und daher transuranische Elemente genannt werden; diese Elemente, die auf der Oberfläche unserer Erde schon längst abgebaut und daher verschwunden sind, sind noch ungeheuer stark radioaktiv und werden vor allem in denjenigen Gegenden des Himmelsgewölbes zu suchen sein, wo kalte, schwach leuchtende Nebelmassen sowie junge rote Riesensterne auftreten, deren hohe Temperaturen durch die radioaktiven Umwandlungen bedingt sind, besonders also in bestimmten Stellen der Milchstraße, von denen auch die durchdringende Höhenstrahlung von Kolhörster zu stammen scheint.

Die Frage nach der Herkunft der durchdringenden Raumstrahlung hängt demnach auf das engste mit der Frage nach der Entstehung unseres Weltgebäudes zusammen und wird von Nernst mit Recht als entscheidend für seine Theorie der Entstehung radioaktiver Atome im Weltenraum angesehen; bestätigt sich ihre Weltraum-Herkunft, so wäre damit auch die Nernstsche Nullpunktenergie des leeren Raumes und weiterhin die Unmöglichkeit des Wärme- und Materietodes des Weltalls experimentell bestätigt. „Unser Auge braucht in ferner Zukunft nicht mehr die Welt als graulichen Kirchhof, sondern fortdauernd erfüllt von einem Kommen und Gehen hellleuchtender Sterne zu erblicken; das heilige Sonnenfeuer, hier und dort allerdings erloschen, flammt an ebenso vielen Stellen mit erneuter jugendlicher Kraft wieder auf. Gebt uns die Nullpunktenergie des Lichtäthers, so sehen wir in unserem Geiste das Geschehen des Weltalls gesichert von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Diese schönen Worte von Nernst* erleuchten am besten die Bedeutung, die die Frage der durchdringenden Raumstrahlung für das naturwissenschaftliche Weltbild der Gegenwart besitzt.

* Aus: Das Weltgebäude im Lichte der neueren Forschung, Verlag Springer, Berlin, S. 37.

Übersee-Export

Aus dem unter obigem Titel erschienenen, jüngst von uns bereits kurz besprochenen Werk von Dr. Emil L. Jordan in Rio de Janeiro (Leipzig, Verlag der modernen kaufmännischen Bibliothek S. m. b. H., M. 5.—) veröffentlichen wir mit Genehmigung des Verlags einen Auszug, aus dem auch der nicht unmittelbar Beteiligte ein anschauliches Bild von der ungeheuren Wichtigkeit des Überseehandels für das gesamte Leben unseres Volkes erhält.

Der Übersee-Export ist die Brücke zwischen den Kontinenten. Er ist der Motor, der die Maschine der Weltwirtschaft antreibt. Jungen, aufblühenden Völkern vermittelt er die Errungenschaften der Zivilisation und Technik, den alten europäischen Kulturstaaten verleiht er neue Schwungkraft.

Der Übersee-Export ist mehr als günstiges Einkaufen und Verkaufen. Wenn der Binnenaufmann wichtige volkswirtschaftliche Funktionen ausübt, wenn nur er die für die Gesamtheit rationellste Verteilung der produzierten Güter ermöglicht, so erfüllt er diese Aufgaben doch nur unbewußt. Der Exporteur dagegen darf nicht nur gewinnbringenden Handel treiben, sondern muß mit vollem Bewußtsein und unter Einfluß seiner ganzen Persönlichkeit Pionierdienste leisten, er darf nicht für die vorliegende Konjunktur arbeiten, sondern muß auf Jahre hinaus disponieren. Sein Kapital investiert er für lange Sicht; erst spät bringt es Zinsen. Eine feste finanzielle Fundierung ist für ihn die unbedingte Voraussetzung. Das Risiko der Transport- und Kreditverluste ist so groß, daß erheblich umfangreichere Betriebsmittel benötigt werden als beim Binnenhandel. So sind denn auch jene Unternehmungen, die in der Nachkriegszeit als Konjunktur- und Inflationserscheinungen entstanden und sich mit „Import und Export“ befaßten, ausnahmslos wieder verschwunden.

Außer dem Kapital ist ein gewisser wagemutiger Hanseatengeist mit dem Überseehandel unlöslich verknüpft. Innerhalb eines begrenzten inländischen Absatzkreises in einer bestimmten Branche die Geschäftslage zu überblicken, ist nicht allzu schwierig. Der Übersee-Export dagegen ist universal. Er befaßt sich mit sämtlichen Bedarfsgegenständen seines Kundenkreises, von der Stednadel bis zur modernen Fabrikanlage. Dazu kommt, daß er nur bei schärfster Anpassung an den Weltmarkt Erfolg verspricht. Der Weltmarkt aber ist mit seinen zahlreichen gegeneinander arbeitenden Tendenzen und seinen politischen Einflüssen ein wenig durchsichtiges Arbeitsfeld. Wer also Geld und Arbeitskraft einem so schwer zu überschauenden und so schwer zu behandelnden Gebiete widmet, der muß nicht weniger auf seine sachlichen als auf seine geistigen Hilfsmittel Vertrauen haben.

Die Vielseitigkeit eines modernen Exportbetriebes ist fast unbegrenzt. Mit allen Währungen der Welt wird gearbeitet: über den Berliner Stand des Silbers und Peso — um ein Beispiel herauszugreifen — muß man ebenso genau unterrichtet sein wie über die Londoner Notierung des Yen und des Shanghai-Tael. Die verschiedenartigsten Branchen werden berührt. In Brasilien herrscht Nachfrage nach Holzbearbeitungsmaschinen, in Japan interessiert man sich für moderne Baustoffe, in Chile für Flugzeuge, in Südamerika für Chemikalien. Aus Mexiko laufen Revolutionsnachrichten ein, die sofortige Dispositionen erfordern, in Siam ist der Generalvertreter in Zahlungsschwierigkeiten geraten und macht Sanierungsvorschläge. Da heißt es, die Lage überschauen, sich ein Urteil bilden und Schlag auf Schlag reagieren. Das landläufige kaufmännische Wissen bildet hierzu eine Voraussetzung; dieses Fachwissen genügt aber für die erfolgreiche Durchführung des Übersee-Exportes nicht. Eine umfassende Allgemeinbildung wird hier verlangt: die Fähigkeit, sich auch in fremde Gebiete sofort einzuarbeiten, die Beherrschung der englischen, die Kenntnis der französischen und spanischen Sprache. Gute Formen und gesellschaftliche Gewandtheit werden vorausgesetzt, um in gleicher Weise mit Kunden und Lieferanten in dem richtigen Ton verhandeln zu können. Dieser letzte Punkt ist namentlich in Übersee selbst von Wichtigkeit. Wielden sich doch in den transatlantischen Ländern vor allem die großen Geschäfte in viel weiterem Umfang auf der Basis persönlicher gesellschaftlicher Beziehungen ab als in Deutschland.

Für den kaufmännischen Nachwuchs des überseeischen Exportes ist neben der Praxis eine theoretische Handelshochschulbildung zu empfehlen. Gewisse Gebiete, wie die Bilanzkunde, das Wirtschaftsrecht usw., in denen man in der Praxis erst im Laufe vieler Jahre Erfahrungen sammelt, werden dort übersichtlich behandelt. Unklarheiten werden beseitigt und die Wege zum Vorwärtskommen gebahnt. Doch soll man den Wert der Theorie nicht überschätzen. Ein Handelshochschuldiplo ist noch kein Garantieschein für den zukünftigen Handelsherrn!

Neben dem Kaufmann spielt heute der Ingenieur im Übersee-Export eine hervorragende Rolle. Wer z. B. die Übersee-Organisation der beiden großen deutschen Elektrokonzerne kennt, der weiß, welche Pionierarbeit von deutschen Technikern in der ganzen Welt geleistet wird. Auch in den Exporthäusern selbst stehen zahlreiche nicht direkt kaufmännisch vorgebildete Ingenieure an leitender Stelle. Wie im ganzen Wirtschaftsleben, so ist auch hier die Führerfrage in erster Linie eine Persönlichkeitsfrage.

Hohe Anforderungen stellt der Übersee-Export an seine Träger, doch er gewährt einen Ausgleich: Sein weltumspannender Wirkungsgrad verleiht ihm einen Zug ins Große, er ist von dem Hanseatengeist des „Troldem“ durchweht, von dem

Wagen und Winnen, buten und binnen.

Von zwei verschiedenen Gesichtspunkten geht der Übersee-Export aus. Einmal nimmt er die Ware, das Objekt zur Grundlage: für welche Länder kommt eine ganz bestimmte Ware in Betracht? Es ist das die Einstellung der direkt exportierenden großen Industrieunternehmen und der industriellen Verkaufsverbände, die mit einem bestimmten Fabrikationsprogramm rechnen müssen. Oder die Frage wird im Sinne des Verbrauchers, des Subjekts, gestellt: welche Waren kommen für ein ganz bestimmtes Land in Betracht? Es ist das die Einstellung der einzelnen Länder oder Erdteile bearbeitenden Exporthäuser, die noch vor wenigen Jahrzehnten die einzigen Vermittler zwischen Heimat und Übersee waren und deren Bedeutung auch heute noch die des direkten Übersee-Exports überragt.

Um beide Fragen beantworten zu können, ist eine genaue Kenntnis der transatlantischen Länder notwendig. Die geographischen Verhältnisse, die Länge der Küste, die Bodenbeschaffenheit, der Erz- und Mineralreichtum bedingen die Beschäftigung der Bevölkerung und bestimmen indirekt die Kaufkraft, die Zahlungsfähigkeit und den Bedarf an importierten Waren. Die Kulturstufe der Bewohner und ihre geistige Einstellung stehen im engen Zusammenhang mit ihrer Kreditwürdigkeit. Die politischen Verhältnisse sind ausschlaggebend für die Durchführung der einzelnen Geschäfte und die Entwicklung des gesamten Wirtschaftslebens.

Der Exporteur muß von seinem eigenen Standpunkte aus Geographie treiben und die wirtschaftliche und politische Geschichte der Überseeländer verfolgen. Es sollen daher im folgenden die für den deutschen Übersee-Export in Frage kommenden Länder unter dem exportwirtschaftlichen Gesichtswinkel kurz betrachtet werden, und zwar in Form einer Gegenüberstellung der tatsächlichen wirtschaftlichen Voraussetzungen und der Folgerungen für den deutschen Export.

Der Verfasser teilt nun das gesamte Überseegebiet in folgende Gruppen ein: a) Latein-Amerika; b) Ferner Osten; c) Indien; d) Naher Osten und Afrika; e) Vereinigte Staaten, Kanada, Australien. Aus den kurzgefaßten, vortrefflichen Darlegungen, in denen Dr. Jordan sich als ein ausgezeichnete Kenner erweist, können wir des Raumes halber nur einige kennzeichnende Hauptzüge herausgreifen: „Unter Latein-Amerika versteht man die ehemals spanischen und portugiesischen Kolonien Amerikas: ganz Südamerika, Mittelamerika und den Süden Nordamerikas, also Mexiko. Man kann in der Wirtschaftsgeschichte dieser Länder drei Perioden unterscheiden. Die erste Periode ist die der Kolonialherrschaft der Spanier und Portugiesen. Die Kolonien gelten während dieser Zeit lediglich als Ausbeutungssubjekte. Jede Einwanderung und Zivilisation wird systematisch verhindert, ebenso jeder Verkehr mit anderen Ländern als dem Mutterlande. Leicht abbaufähige Edelmetallvorkommen werden ausgebeutet, Wälder werden niedergeschlagen. Diese Periode bedeutet zum mindesten keine Vorwärtsentwicklung. Der zweite Abschnitt beginnt im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Länder Latein-Amerikas erklären ihre Unabhängigkeit. Langsam beginnt auf wirtschaftlichem Gebiet ein Aufatmen usw. Die dritte Periode setzt mit Ausbruch des Weltkrieges ein. Die europäische Einfuhr stockt und gibt den stärksten Anreiz zum Ausbau der eigenen Industrie usw.“ — Über den fernen Osten sagt er: „Völlig verschieden von dem Südamerikageschäft ist in seinem Wesen und seiner Praxis der Ostasien-Export. Die beiden fraglichen Staaten China und Japan waren noch vor fünfzig Jahren fast völlig von jedem Europaverkehr abgeschnitten und bildeten in sich wirtschaftliche Einheiten. Ein Bedarf an Importwaren lag trotz der gewaltigen Bevölkerungszahl kaum vor, denkbar größte Anspruchslosigkeit und starres Festhalten am Alten hinderten die technische Weiterentwicklung. Bald nach Öffnung der Grenzen begann jedoch Japan den Wert, den die abendländische Kultur auch für das Morgenland besitzt, zu erkennen und geschickt auszunutzen. Viel später folgte China, und heute ist die Richtung des Ostasien-Exports völlig klar.“ — Über Indien heißt es: „Das Kaiserreich Indien ist eine Domäne des englischen Überseehandels, dessen Reichtum zum größten Teil aus dieser Quelle fließt.“

Die Gesetzgebung ist antideutsch, doch ist es nicht möglich, den Bedarf einer Dreihundert-Millionen-Bevölkerung und eines fruchtbaren und industriell entwicklungsfähigen Landes von einer einzigen Seite aus zu decken. Die Bedeutung des deutschen Imports nimmt dauernd zu, wenn vorläufig auch noch sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden muß.

Holländisch-Indien war von jeher ein dankbares Tätigkeitsfeld für uns. Heute ist die deutsche Wirtschaft nicht nur an seinem Außenhandel, sondern auch an seiner Industrialisierung gebührend beteiligt. — Über den nahen Osten und Afrika schreibt er: „Das schwierigste und mit den größten Risiken verbundene Gebiet des Exporthandels dürfte der Verkehr mit den Ländern des nahen Ostens, also mit dem Orient im engeren Sinne, sein. Wer sich dabei auf einheimische Importeure verläßt, dürfte kaum auf seine Rechnung kommen. Die Kaufkraft, Zahlungsfähigkeit und vor allem Kreditwürdigkeit der orientalischen Kaufleute ist, von Ausnahmen abgesehen, nicht sehr hoch einzuschätzen. Die französischen und belgischen Kolonien Afrikas scheiden aus politischen Gründen für den deutschen Export zunächst noch aus. Für die englischen gilt dieselbe Feststellung wie bei Indien, Australien und Kanada: der englische Handel und das englische Kapital haben die Vormacht usw.“ — Endlich sagt der Verfasser über die Vereinigten Staaten, Kanada und Australien: „Nordamerika bildete einst ebenso wie Australien ein Hauptexportgebiet Deutschlands. Zur Zeit müssen jedoch diese Länder dem deutschen exportwirtschaftlichen Einfluß, wenn auch nicht als verloren, so doch als entrückt angesehen werden, so wichtig sie für den deutschen Rohstoffimport bleiben. Die Vereinigten Staaten und Kanada sind in wenigen Jahrzehnten aus unterstützungsbedürftigen Überseeländern zu mächtigen Industriestaaten emporgewachsen. Sie sind in unserem Kampf um den überseeischen Weltmarkt in allen Gegenden und auf allen Gebieten unsere stärksten Konkurrenten geworden. Gewiß führen wir auch heute noch bedeutende Werte nach Nordamerika aus, Chemikalien, Farben, Luxus- und Porzellanwaren, besonders gelungene Artikel der Metallwarenbranche, Spielwaren, Spitzen usw. Es handelt sich aber mehr oder weniger um Gelegenheitsgeschäfte, nicht um Befriedigung eines laufenden Bedarfs usw. — Australien macht eine ähnliche Entwicklung durch, wie sie die Vereinigten Staaten vor vierzig Jahren erlebt haben — — —“ womit wir den Auszug aus den Darlegungen schließen wollen.

In ausführlichen, von großer Sachkenntnis zeugenden Abhandlungen gibt der Verfasser einen fast erschöpfend zu nennenden Überblick über die hauptsächlichsten Übersee-Exportartikel Deutschlands, über die Organisation, die Arten, die Technik und den Betrieb des Übersee-Exportgeschäftes, den zahlreiche Tabellen, Muster von Verträgen usw. sowie gute, sachgemäß ausgewählte Abbildungen wertvolllich verstärken.

Alles in allem erhält aber auch der Außenstehende schon eine Vorstellung von der Fülle der verschiedensten Verhältnisse, denen der Exporthandel gegenübersteht, und von dem Geist, den Kenntnissen und der Tatkraft, die zu seiner richtigen Behandlung erforderlich sind.

Wir wollen es uns aber nicht versagen, noch mit einigen Worten auf den Ausspruch Dr. Jordans einzugehen, daß China und Japan noch vor fünfzig Jahren fast völlig von jedem Europaverkehr abgeschnitten waren. Mit diesem im allgemeinen richtigen Satz wird für den Geschichtskenner eine schmerzliche Wunde am deutschen Volkstörper berührt. Als um das Jahr 1600 holländische Kaufleute in Amsterdam die Holländisch-ostindische Kompagnie gegründet und auf den asiatischen Inseln sowie in Nord- und Südamerika festen Fuß gefaßt hatten, eröffneten sie gleichzeitig einen lebhaften Handel mit China und Japan. Der holländische Kaufmann, nur er, erwarb das Recht, persönlich vor den Kaisern beider Reiche zur Beiprehung seiner Angelegenheiten zu erscheinen. Der Ruf seiner unbedingten geschäftlichen Zuverlässigkeit und Zahlungsfähigkeit war so groß, daß seine Wechsel als bares Geld galten. Während die Niederlande noch mitten in einem achtzigjährigen Kampf um ihre Unabhängigkeit gegen die Weltmacht Spanien standen, eroberte der wagemutige Kaufmann, Seemann und Soldat weite, unbekannte Gebiete. In seinem „Abschied der Niederlande“ schreibt Schiller darüber folgendes: „Mitten unter dem Waffengeräusch blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blut erst erstritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um ihr Dasein kämpfte, rückte sie die Grenzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus und baute still an ihren ostindischen Thronen.“ In diesen schönen Worten liegt aber für uns Deutsche eine Welt von Tragik. Während eines selbstmörderischen Bruderkampfes um des Glaubens willen verfiel das Deutsche Reich in Zerrissenheit und Ohnmacht, und es ließ seinen wertvollsten Teil, die Niederlande, in ihrem heldenmütigen Freiheitskampf schmählich im Stich, wenn es auch deutsche Söldnertruppen unter nassauischen Fürsten waren, die hauptsächlich die Last dieses Kampfes trugen. So blieb es nicht aus, daß sich die Niederlande 1648 vom Deutschen Reich losagaben und ein unabhängiges Staatswesen bildeten, um die Früchte ihres Unternehmungsgeistes und ihrer Anstrengungen allein zu genießen. In der nun folgenden Glanzzeit dieses jungen Staates ergoß sich die Fülle des Reichtums aus Übersee über die niederländischen Städte, aber das übrige Deutschland versank in Schwäche, Armut und dauernde Streitigkeiten. Das Rad der Geschichte hätte einen anderen Lauf genommen, wenn vor 300 Jahren ein starkes Deutschland hinter den Niederlanden gestanden und mit ihnen den Blick auf das Weltmeer gerichtet hätte.

v. W.



Besse Freie Vogel und Unverhofft b. Herde

Phot. Böhrer

Unsere früheren Kolonien

Von Karl Mosig, Berlin

(Fortsetzung und Schluß)

Wenden wir uns nun nach Kamerun. Diese Kolonie umfaßt ein Gebiet von 750 000 qkm (Deutschland vor dem Kriege 540 000 qkm).

Von See aus bietet sich uns ein ganz anderes Bild wie bei Togo. Einem gewaltigen Einfahrtstore gleichen rechts und links die himmelragenden Bergmassen der Insel Fernando Po und des Kamerungebirges. Jenes über 3000, dieses 4000 m hoch ansteigend. Steil aus dem Meere steigen im Norden gewaltige Felswände und der Urwald drängt an der südlichen Küste sich dicht an das Meer, eine dunkelgrüne, bis 60 m emporstehende Wand bildend. Nördlich ist Mangroven Dickicht vorgelagert. Hinter der Insel Fernando Po kommt das Schiff in ruhiges Fahrwasser. Wie eine Schutzwehr legt sich die schöne Insel vor das Mündungsgebiet des Kamerunflusses, die Brandung abhaltend, und schafft dadurch eine Einfahrt für das genannte Becken, den vorzüglichen und geräumigen Hafen von Duala. Selbst Schiffe mit großem Tiefgang überwinden bei Flut leicht die vorgelagerte angeschwemmte Barre. Kamerun hat an der ganzen langen Westküste Afrikas den einzigen brauchbaren Hafen. Er läßt sich großartig ausbauen und befestigen. Gewiß ist das ein triftiger Grund für unsere früheren Gegner, sich dauernd in den Besitz dieser so viel versprechenden Kolonie zu setzen. Nördlich und südlich der Insel Fernando Po tost wie in Togo eine gewaltige Brandung, die Kalembe, gegen den Strand, die den Verkehr zwischen See und Land außerordentlich hindert und bei windigem Wetter ganz unmöglich macht, obwohl auch hier die Eingeborenen wagemutige, geübte Brandungsfahrer sind.

Von dem gewaltigen ausgedehnten Küstengebirge, den Kamerunbergen, hat man einen unvergleichlichen Blick über die Bucht von Biara nach der Insel Fernando Po hinüber, die Ambasbucht bei Viktoria, das Kamerun-Astuar, die silberglänzenden Flußtäler und die in Immergrün gebetteten Ortschaften. —

Die Horizontalgliederung Kameruns zerfällt in vier Teile: das Küstenvorland, das Hochland, das Benuetal mit den Gebirgsmassiven und das Tsadseebecken mit Schari- und Logonemulde. Von der Vertikalgliederung ist folgendes zu sagen: das Hochland, im Mittel 1000 m hoch, dacht sich streckenweise in sanft geböschten Hängen und in Stufen ab, streckenweise auch in jähem Abfall. Im Südtail fällt es ausnahmslos in Stufen nach der Küste ab. Der Rand des Hochlandes ist vielfach zu Randgebirgen bis zu 1500 m Höhe und mehr aufgewulstet. Das Hochland selbst verläuft wellenförmig, dacht sich allmählich nach Südosten zu ab, steigt aber im Norden bis zu Hochländern von 1200 m und 2500 m empor. Der Abstieg im Norden ins Benuetal auf etwa 200 m Höhe erfolgt zum Teil recht schroff. Der Nordteil des Hochlandes ist Baum- und Grasavanne mit Buschwald. Der Südtail ist von einem ungeheuren, geschlossenen, dichten Urwald bedeckt, der auch das Küstenvorland überzieht. Das ganze Hochland ist altkristallinisch. Benuetal und Küstenvorland sanken in grauer Vorzeit ab und die Meereswogen brandeten bis an die Hochebene. Der Tsadsee erscheint als ein Rest dieses Meeres. Später, etwa im Anfange der Tertiärzeit, hob sich wieder zum Teil das abgesunkene Land.

Aus dem Tsadsee wurde ein großes Binnenmeer, das noch in geschichtlicher Zeit eine viel gewaltigere Ausdehnung hatte als heutzutage. Noch Barth schätzte die Fläche auf etwa 30 000 qkm, die jetzt auf 10 000 bis 15 000 qkm zurückgegangen ist. Der Westteil des Küstenvorlandes besteht aus gehobenen Meeresgründen, abgelagerten Verwitterungsmassen, die die Flüsse herbeigetragen hatten. Es ist eine tiefgründige Lateritdecke, die durch tropische Wärme und starke Bewässerung von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist. Die Kamerunbergmasse bedeckt eine Fläche von 150 qkm, ist vulkanischen Ursprungs, und es gibt noch da und dort Kraterseen. Weiter nach Norden erhebt sich bis über 2000 m hoch das Manengubagebirge mit anschließenden Berglandschaften, die mit ihren Höhenrücken gegen das Randgebirge anlaufen. Das Tsadseegebiet hat alluviale Ablagerung. Ausgetrocknet ist es ein tiefschwarzer zerklüfteter Moorboden. Wegen des tonigen Untergrundes stehen während der Regenzeit und mehrere Wochen nachher große Strecken unter Wasser. Das Gebiet ist so eben, daß die Flüsse nur ein äußerst geringes Gefälle haben, vielfach verästelt sind und in der Trockenheit Lämpel bilden. Die Ufer sind zum Teil sumpfig. Der südliche Teil dieses Gebietes ist noch waldreich. Die Bauart des Landes bringt es mit sich, daß die Flüsse zum größten Teil nicht schiffbar sind. Sie müssen steinige Querriegel und die Randgebirge durchbrechen, wo sich Stromschnellen und Wasserfälle bilden. So z. B. die prachtvollen Wasserfälle des Sanaga bei Edea. Schiffbar sind die Küstenflüsse nur an ihren Mündungen, soweit sie sedimentäre Schichten durchbrechen. Das ist etwa in den einzelnen Fällen 15 bis 70 km von der Mündung aufwärts. Schiffbar für Dampfer ist nur der Kreuzfluß im Nordwesten, der aber nur zum Teil auf unserem Gebiete lag, und dann der Schari und Logone. Für kleine Motor- und Dampfboote sind im Urwaldgebiet auch der Njong und Dume schiffbar. Durch die Flüsse Osha, Bumba und Sanga hatten wir eine gute Verbindung mit dem Kongo, nördlich auch noch durch einen anderen Gebietszipfel Anschluß an den Ubangi. Ubangi und Kongo sind als gewaltige Ströme die Hauptverkehrsadern Zentralafrikas.

Das Klima ist an der Küste, im Tiefland, wenig wärmer als in Togo, wegen der bedeutenden Niederschläge (3500 bis 4500 mm) und zum Teil wegen mangelnder Seebriese für den Europäer aber lästig. Auf dem Hochlande sind die Verhältnisse erheblich besser. Jahresmittel etwa 21 bis 22° C, maximal 32°, minimal 12,5° C. Niederschläge 1450 mm und weniger. Es herrscht eine gleichmäßige mittlere Monatstemperatur. Der kontinentale Charakter kommt in den täglichen starken Wärmeschwankungen zum Ausdruck. Je nach Lage der Orte und den Monaten sind diese sehr verschieden. Die Unterschiede betragen 7 bis 16°. Auf dem Hochland ist es deshalb für den Europäer gar nicht so ungesund. In der Trockenzeit gibt es viele schöne italiengleiche Tage. Lästig werden nur die häßlichen Staubbildungen empfunden. Auch Hagelschlag kommt auf dem Hochlande zuweilen vor. Im Tsadseegebiet ist der allgemeine Feuchtigkeitsgrad wieder höher und darum der Aufenthalt für den Europäer ungesund.

Bemerkt sei, daß die größte Wärme nicht etwa am Äquator ist. Der Wärmeäquator mit einer 30° übersteigenden Temperatur verläuft etwa am Südrande der Sahara.

Pflanzen- und Tierwelt ist dieselbe wie in Togo, nur üppiger bzw. zahlreicher. Eine Besonderheit ist der Gorilla, dieser furchtbare Riesenweihänder von 2 m Höhe und 1 m Schulterbreite. Vereinzelt kommt auch das Nashorn vor.

Auch in Kamerun finden wir eine in Rasse und Stammbildung verschiedenartige Bevölkerung wie in Togo; die Gesamtzahl wird auf etwa drei Millionen geschätzt. Als besondere Rasse kommen hinzu die Pygmäen, ein äußerst scheues Zwergvolk im Urwaldgebiet, das wahrscheinlich als die afrikanische Urbevölkerung anzusehen ist. Den südlichen Teil der Kolonie, im besonderen das Urwaldgebiet mit dem Küstenvorland, nehmen die Bantuneger ein, die in viele Stämme mit eigener Sprache zerfallen.

Es trifft für sie im großen und ganzen das zu, was bereits über die Neger in Togo gesagt worden ist, nur daß sie wegen der abgeschlossenen Lage an Fortschritt hinter den Togonegern zurückstehen. Bei ihnen ist sogar die Menschenfresserei noch nicht als erloschen zu betrachten. Den nördlichen Teil der Kolonie, im besonderen das Hochland, nehmen die Sudannegerstämme ein, die durch ihren Verkehr, die engere

Verührung mit den entwickelteren hamitischen mohammedanischen Völkern des Sudans auf höherer Stufe stehen. Sie haben es bereits hier und da zur Staatenbildung gebracht. Das Mischvolk der Hausas ist überall vertreten und dann die hamitischen Fulbe. Die Fulbe zerstörten, wie schon berichtet, die großen Hausareiche und richteten dafür Fulbereiche auf. So entstand auch das Riesenreich von Sokoto zwischen Niger und Schari. Das ganze heutige Adamaua wurde im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erobert. Das Sultanat Jola wurde gegründet als Vasallenstaat von Sokoto. Von Jola aus erfolgte dann die Gründung zahlreicher neuer Fulbestaaten. Mit Mühe hatte sich nur der Bornustaat gegen die Fulbe behauptet. Herrschend waren da Araber verschiedener Stämme, Schoa genannt, ein kräftiger und kriegerischer Menschengeschlag. Die Bevölkerung bestand sonst in der Hauptsache aus Sudannegern. Die Organisation der mohammedanischen Staaten, der Sultanate, gleicht genau unseren mittelalterlichen Feudalstaaten. Regierungsform despotisch, der Fürst heißt Lamido, nach Barth etwa mit Markgraf zu übersetzen. Die Stadt und der Distrikt, in der er herrschte, waren seine Hausmacht. Das ihm zugewiesene Gebiet verwaltete er als Herrscher und zahlte jährlichen Tribut an Sklaven, Pferden, Vieh usw. Im Kriegsfall mußte er Heeresfolge leisten. Reiterheere sind die Hauptstärke der mohammedanischen Staaten. Im Jahre 1893 war ein Mahdi aus dem ägyptischen Sudan, Rabeh, ein afrikanischer Napoleon, erobernd

bis an den Tsadsee gelangt, hatte den alten tausendjährigen Bornustaat zertrümmert, der den Fulbe noch widerstanden hatte, weiter zwei französische Kolonnen vernichtet und dann Dikoa mit hunderttausend Einwohnern zur Hauptstadt eines riesigen Reiches gemacht. Die Franzosen organisierten ein großartiges System von Expeditionen, und 1900 verlor Rabeh Reich und Leben. Die Feste Jola wurde von den Engländern erstürmt. Die dem Sultanate Jola untertanen Adamauasultanate wurden auffällig. Hier focht unser Hauptmann Dominik die Kämpfe aus. Die Schutztruppe drang bis zum Tsadsee vor und hißte gegenüber der französischen und englischen Flagge auch die deutsche Flagge auf. So kam es, daß wir am Tsadsee festen Fuß fassen konnten.

Ihre Straßendörfer befestigen die Bantuneger kaum nennenswert durch Zäune. Die Sudanneger dagegen gelangen mit ihren Hausendörfern schon zu einer besseren Befestigung. In den mohammedanischen Staaten finden

wir aber Ortschaften mit Gräben und breiten Lehmmauern festungartig ausgebaut, die nicht so leicht zu nehmen sind. So lag der Lamido von Tibati vor dem befestigten Ort Ngambeelf Jahre, ohne ihn erobern zu können; ein Gegenwartsbeispiel für die Belagerung von Troja.

Nun zu Deutsch-Ostafrika. Diese Kolonie umfaßt ein Gebiet von 995 000 qkm. Wieder bietet sich von der See her ein anderes Bild wie bei



Feldarbeit in Deutsch-Ostafrika

Kamerun und Togo. Es sind keine hohen Berge und kein Urwald dicht am Meer, aber auch der sandige, flache und wenig bewachsene Strand fehlt, wie er in Togo sich dem Auge bot. Wohl ist die Küste flach, aber dichte Palmenbestände, Busch, Mangrovenbüsche und reichlichen Pflanzenwuchs finden wir hier. Dazu ist die Küste reich gegliedert und bietet in Buchten Schutz vor dem Seewind. Die Brandung ist schwach; die vorgelagerten Inseln halten sie ab. Der Verkehr zwischen Land und See ist darum erheblich erleichtert.

Was Westafrika bis vor wenigen Jahrhunderten unbekannt, so hatte Ostafrika schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, ja vielleicht schon Jahrtausende, von Arabien und vom Persischen Golf aus, begünstigt durch die Monsunwinde, einen lebhaften Schiffsverkehr. Die Araber sind seit Jahrtausenden in Ostafrika zu Hause, und selbst die Indier fanden schon vor Jahrhunderten ihren Weg dorthin. Im Anfang des 10. Jahrhunderts setzte ein stärkerer Zuzug von Arabern ein. Es entstanden mächtige Stadtreiche, wie Malindi, Mombassa, Kilwa.

Auf ihrem Wege nach Ostindien besetzten dann die Portugiesen als Etappenstation Ostafrika und begründeten daselbst für längere Zeit nach einigen Kämpfen mit den Arabern ihre Vorherrschaft im Jahre 1505. Aber nach nicht ganz zwei Jahrhunderten, 1698, wurde Mombassa, das von den Portugiesen heldenmütig verteidigt, vom Mutterlande aber im Stich gelassen worden war, nach dreijähriger Belagerung von den Maskatarabern er-

obert. Damit hatte die Vorherrschaft der Portugiesen wieder ihr Ende. 1840 verlegten dann die Maskatherrscher ihre Residenz nach Sansibar.

Unsere Erwerbungen erstreckten sich zuerst noch weit nach Norden in das britische Ostafrika und nach Somaliland hinein. Im Sansibarvertrage und durch Tausch gegen Helgoland gaben wir die letzteren Erwerbungen in Kauf.

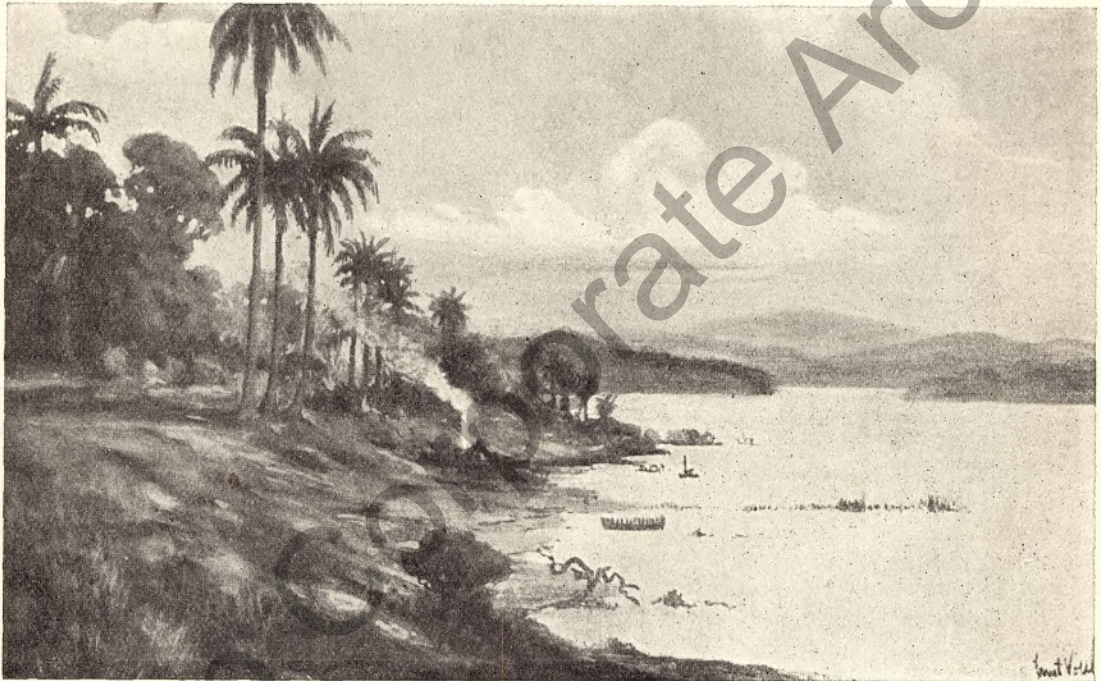
Auch Ostafrika gehört, wie Kamerun, in der Hauptsache dem riesigen zentralafrikanischen Hochlande an und ist altkristallinischen Ursprungs, Teil eines uralten Kontinentes, des sogenannten Gondwanalandes. Wie Kamerun, zerfällt Ostafrika in ein Küstenvorland und ein Hochland. Jenes ist auch hier vom Hochlande abgebrochen und hat zu einem bedeutenden Teil unter dem Meere gelegen.

Erst später, Ende der Kreidezeit, Anfang Tertiär, ist es wieder aufgetaucht mit den während der Jura- und Kreidezeit abgelagerten kalkigen und sandigen Niederschlägen. Noch in geschichtlicher Zeit sind bedeutende Höhenschwankungen zu verzeichnen. An den Bastionen der 1698 zerstörten Festung „Jesus von Mombassa“ fand man Austernschalen etwa 10 bis 12 m über dem Meeresspiegel sitzen, d. h. vor etwa 200 Jahren müssen die Mauern ins Meer getaucht haben. Also eine Hebung von 10 bis 12 m in 200 Jahren.

Die bis über 2000 m aufgewulsteten Randgebirge des Hochlandes

streichen im wesentlichen von Südwest nach Nordost und fallen zum Teil steil nach Osten ab. Das Küstenvorland hat durch diese eine Begrenzung im Norden von 30 bis 40 km, im Süden von 300 bis 400 km. Die in dem Vorlande abgelagerten Niederschläge wurden, weil sie noch wenig verfestigt waren, durch Verwitterung und Erosion der Flüsse (Ausspülung) zum Teil abgetragen. Stehen blieben einige Hochflächen. Im Vorlande erhebt sich das mächtige, schöne, auf der Ostseite mit Urwald bedeckte Ugurogebirge. Wellig ist das Vorland und wellig auch das 1000 bis 1500 m hohe Hochland. Dieses weist mehrere „graben“artige Einbrüche auf. So den „großen ostafrikanischen Graben“ mit einigen dazu schräg verlaufenden Einbrüchen. In diesen kam es zu Seenbildungen (Natronsee, Manjarasee, Njarassasee, Hohenlohesee). Begrenzt wird im Westen unsere Kolonie durch eine große langgestreckte Seenkette, den Njassasee, Tanganjikasee und Riwusee, die in dem „zentralafrikanischen Graben“ sich gebildet haben. Es ist dies ein ungeheures Einbruchgebiet. Vom Njassasee-Einbruch geht nach Nordwesten der „Rutwagrab“ mit scharf ausgeprägten Rändern bis zu 1000 m Höhe über der Sohle des Grabens und dann noch der senkrecht dazu stehende „Ruahagrab“, dessen nördliche Seite aber allein scharf ausgeprägt ist, während

die andere Seite wellenförmig ansteigt. Die Ränder der großen Grenzseen werden von Gebirgen flankiert, die recht bedeutende Höhen- und Größenverhältnisse annehmen (2000 bis 2500 m über dem Meeresspiegel). An der Nordseite des Njassasees ist eine wunderschöne Berglandschaft, Ronde, von außerordentlicher Fruchtbarkeit durch vulkanische Kräfte aufgetürmt. Auch die Nordseite des 1460 m hoch gelegenen Riwusees ist vulkanisch. Die mächtigen Kirungavulkane, acht große Kraterberge, strecken dort ihre Häupter bis 4500 m hoch gegen den Himmel. Flankiert ist dieser See auf der Ostseite von Bergen von 2800 m, auf der Westseite bis 3500 m Höhe. Von dem Riwusee fällt das sehr fruchtbare Land mit den Landschaften Ruanda, Urundi, Karagwe terrassenförmig zum Viktoriassee ab, der über 1100 m seinen Wasserspiegel



Meeresstrand bei Tanga (Deutsch-Ostafrika)

trägt. In diesen schönen Berglandschaften mit Hochflächen bis zu 2600 m ist es zu zahlreichen schönen Seenbildungen gekommen. Auch die Landschaft Unjoni, östlich von Njassa, ist eine fruchtbare Berglandschaft, nur kommt es hier nicht zu so gewaltigen Höhen wie im Nordwesten der Kolonie. Auch westlich vom ostafrikanischen Graben haben wir vulkanisches Hochland mit mächtigen Vulkanbergen.

Aber der Berg der Berge im ganzen Afrika ist der riesige Kilimandscharo mit seinen von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln Mawenzi 5355 m und Kibo 6010 m über dem Meeresspiegel. An ihn schließen sich das Paregebirge und das Usambaragebirge. Beide zum Teil von Wäldern bedeckt, liebrend und von großer Fruchtbarkeit.

So riesig ausgedehnten Urwald wie in Kamerun gibt es in Ostafrika nicht. Meistens sind nur die stark vom Regen gewässerten Osthänge der Gebirge von ihm bedeckt. Die Westhänge sind vielfach baumloses Grasland. Hochweiden haben wir auf den Randgebirgen, wie überhaupt sonst in den Gebirgen, besonders im Süden und Westen. Die Küste ist von Mangroven, Ölpalmen, Kokospalmen, immergrünem Küstenbusch und Akazienarten bestanden. Dahinter dehnt sich dann die weite Baumfavanne. Auf dem Hochland und auch Küstenvorland finden wir den

„Miombowald“, der aus 5 bis 20 m hohen, bis $\frac{1}{2}$ m dicken Bäumen mit spärlichem Unterholz besteht, dann den Buschwald. Die Pflanzenwelt der Steppen, die weite Flächen des Landes einnimmt, kann man in eine Grassteppe, Strauchsteppe und Baumsteppe einteilen. Zum Teil finden wir auch krüppeligen, dornigen Steppenwald und den ausgedehnten Dornbusch, so in der Massai-steppe. Kennzeichnend in der Steppe sind die Termitenbauten, das sind zahlreiche rötlich erscheinende Laterithügel bis zu 5 m Höhe.

Die Tierwelt ist die gleiche wie in Kamerun und Togo, nur daß die Löwen recht zahlreich vorkommen, ebenso das Nashorn. Die Wildschweine treten häufig in solchen Rudeln auf, daß sie dem Landbau großen Schaden zufügen. Antilopen und Zebras sind noch in großen Herden anzutreffen.

Von den Flüssen sind wieder nur die kurzen Unter-

fahren der heutigen Bantus wohl aus Südasien einwanderten, als noch Klima und Pflanzenwelt gegen heute sehr verschieden waren. Der Einwanderungsprozeß der Negerrasse dauerte Jahrtausende an. Seit dem fünften Jahrtausend vor Christus drangen hamitische und hamitisch-semitische Völkerschaften, die Vorfahren der Berber, Galla und Somali, von Asien kommend, über das Rote Meer nach Afrika vor und trieben, nach Süden vordringend, die Urbantus vor sich her.

Der hamitische Stamm der Watussi drang etwa vor 500 bis 600 Jahren in das Zwischenseegebiet im Nordwesten unserer Kolonie ein und setzte sich da fest. Es sind die längsten Menschen, die es gibt. Größen bis zu 2 m sind häufig. Sie haben längliche schmale Schädel, edelgeschnittene fluge Gesichter, schmale, wohlgeformte Nasen und Lippen, ein

schönes lebhaftes Auge und zierliche Gelenke. Sie besitzen eine stolze, vornehme, ruhige, selbstbewußte Haltung, offenes Wesen und gewandtes Auftreten. Den Bantus sind sie geistig und körperlich bei weitem überlegen, und wie die Fulbe ein ritterliches Hirtenvolk. Körperverunstaltungen fehlen. Natürlich sind die Watussi die herrschende Rasse im Zwischenseegebiet, haben aber die Sprache der unterworfenen Stämme angenommen. Ihre Religion beruht auf einem Dämonenglauben mit Vorstellungen, die an alttestamentliche Überlieferungen erinnern.

Ein anderes hamitisches Hirtenvolk, also kein Negervolk, sind auch die Massai. Diese haben sich etwa um die Wende des 18. Jahrhunderts über unsere Kolonie ergossen. Ihre Urheimat ist nach ihren Überlieferungen das nördliche Arabien. Sie be-



Urwald in Deutsch-Ostafrika

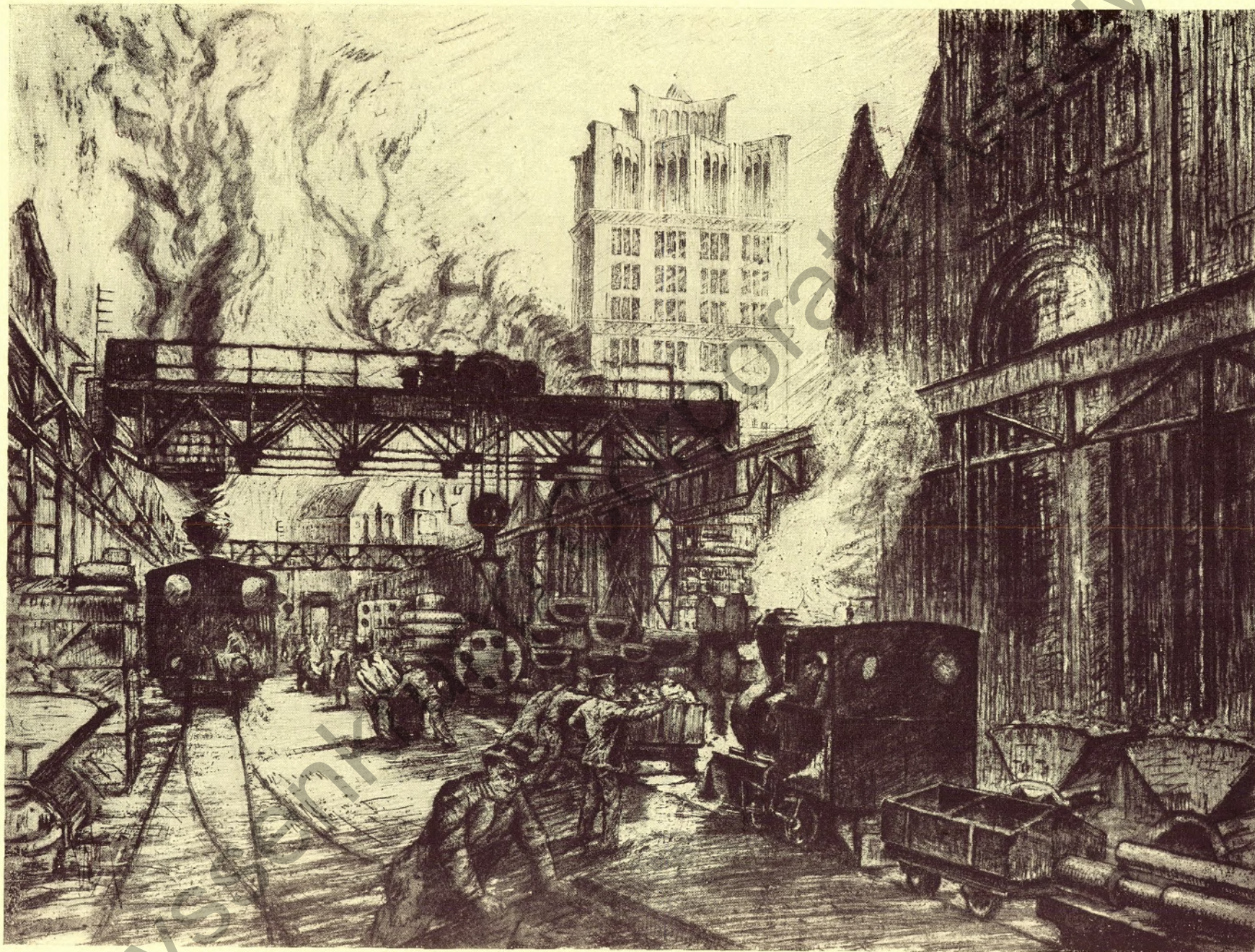
läufe schiffbar. Eine Ausnahme macht nur der Rufidji, der auch in seinem Oberlauf auf größere Entfernungen für den Bootsverkehr benutzt werden kann. Eine ausgedehnte Schifffahrt wird aber durch Stromschnellen, die den Rufidjilauf an zwei Stellen auf viele Kilometer unterbrechen, gehemmt.

Die Temperaturverhältnisse sind etwa dieselben wie in Kamerun. Im nördlichen Teil unterscheidet man zwei Regenzeiten und Trockenzeiten, während der südliche Teil im wesentlichen nur je eine aufweist. Die Regenmenge ist in den verschiedenen Teilen des Landes verschieden und schwankt zwischen 500 bis über 2000 mm pro Jahr.

Die Bevölkerung, etwa 7 Millionen Seelen, ist auch hier durchaus nicht einheitlich, sondern sehr verschieden in Rasse und Stammeszugehörigkeit. Es ist vielleicht nötig zu betonen, daß nicht etwa alles, was dunkel oder schwarz gefärbt ist, der Negerrasse angehören muß. Es gibt stark dunkelgefärbte Volksstämme, die hamitischen Ursprungs und darum grundverschieden von den Negern sind.

Die Urbevölkerung, die eine große Ähnlichkeit mit den Weddas auf Ceylon aufweist, ist nur noch in sehr geringer Zahl vorhanden. Wenn überhaupt eine Einwanderung stattgefunden hat, so muß diese schon in unvordenklichen Zeiten sich zugetragen haben. Forschungsergebnisse und Rückschlüsse lassen erkennen, daß die Vor-

wegten sich langsam nach Süden vorwärts und kamen in drei Heerhaufen, die sich in großen Zeiträumen folgten. Der erste Trupp waren die sogenannten Wandorobbo. Durch Kriege untereinander geschwächt und heruntergekommen, wurden sie von dem zweiten Trupp, den Wakuafi, verdrängt. Die übrigbleibenden Wandorobbo fanden zum Teil Unterschlupf bei den Ackerbau treibenden Negerstämmen oder wurden auch von den Wakuafi aufgenommen. Ein kleiner Rest fristet ein freies, kümmerliches Dasein durch Jagd. Darauf wurden die Wakuafi von den eigentlichen Massai angegriffen, nachdem erstere ihre Herden bereits durch Rinderpest zum größten Teil eingebüßt hatten. Es kam zu höchst erbitterten Kämpfen, die die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts andauerten. Die Massai blieben Sieger und verdrängten die Wakuafi in von den Massai verschmähte Gebiete. Auch die Massai sind wie die Watussi schön gebaut, hell- bis dunkelbraun, auch schokoladenfarbig, sie sind aber voller entwickelt und muskulöser. Dabei verunstalten sie sich durch ungeheure Ohrgehänge. Knaben und Mädchen werden bei Geschlechtsreife beschnitten. Ihre Bekleidung sind Tierfelle. Die Weiber tragen Fellschürzen. Als Fußbekleidung tragen sie auch Sandalen aus Rinderhaut. Ihr Stolz sind ihre Rinderherden. Sie essen nur das Fleisch ihres Viehs; Wild, Vögel, Fische werden verschmäht. Neben der Milch



WERKSTRASSE
bei Borsig in Berlin-Tegel

Nach einer Originalradierung von Franz Graf

genießen sie auch das Blut ihrer Tiere, die sie deswegen anzapfen. Nach neueren Forschungen soll der Glaube der Massai monotheistisch sein im Gegensatz zu der Vielgötterei der Neger. Ihr Gott ist ein körperloses Wesen und er hat ihnen auch seine figürliche Darstellung verboten. Sie fühlen sich als das auserwählte Volk ihres Gottes, haben einen außerordentlichen Volksstolz und blicken mit Verachtung auf alle fremden Völker. Gegen alle Nichtmassai, die Ungläubigen, ist jeder Betrug, jede List erlaubt. Freundschaft, Treue und Dankbarkeit für Europäer ist ihnen unbekannt. Mit Stolz und Freimut, ja mit Hochmut tritt er dem Fremden gegenüber. Unter sich aber besteht ein Gefühl inniger Zusammengehörigkeit, und geschlossen treten sie gegen alle Fremden auf. Die einzelnen Familienglieder verbinden aufrichtige Anhänglichkeit und Liebe. Die Frau spielt bei den Massai eine niedrige Rolle, sie ist rechtlos. Offen vertauschen die Massai ihre Weiber zeitweilig oder für immer. Am Hochzeitstage überläßt der Mann üblicherweise sein Weib einem oder zwei alten Kampfgenossen zum erstmaligen Zeitvertreib. Sie sind außerordentlich kriegerisch und tapfer. Ihre Sprache ist von der Negersprache vollständig verschieden. Die Hütten werden von ihnen als Nomadenvolk außerordentlich flüchtig gebaut. Das zuversichtliche Auftreten dieser Massai blieb auf verschiedene Negerstämme nicht ohne Einfluß. Es machte einen derartigen Eindruck auf sie, daß sie es den Massai in Sitte, Gebaren, Bewaffnung und Bekleidung nachzuahmen trachten, um auch als Massai zu gelten. Man nennt dann diese Massaiaffen zum Unterschiede von den echten Massai. Die nach Süden abgedrängten Negerstämme mußten sich alsbald in Südafrika stauen. Es kam wieder zu teilweiser Rückwanderung. Als führender Stamm dieser Bantustämme traten die Zulus auf, ein tapferes Volk, das von Süden her im Anfange des 19. Jahrhunderts, mit kurzem Stößpeer bewaffnet und in geschlossener Masse kämpfend, erobernd in unsere Kolonie einbrang. Es kam zu blutigen Schlachten, im besonderen zwischen Massai und Zulus. Jetzt sind die letzteren nur noch zerstreut in einzelnen eigenen Dörfern im Süden der Kolonie vorhanden. Auch die Zulus tragen die merkwürdige Penisshülle, die wir bei den Moabs in Togo bereits erwähnten.

Als anderes bedeutendes Volk sollen noch die Suaheli als Küstenbevölkerung Erwähnung finden. Sie sind das Produkt einer jahrhundertelangen Bastardierung der Küstenbantus mit Inlandstämmen, Arabern, Persern, Indern, Europäern. Der Bantutypus ist vorherrschend. Es ist ein recht hübscher Menschenschlag. In Kleidung ahmen sie den Araber nach. Das Kisuaheli, eine echte Bantupräsifixsprache, ist die Verkehrssprache an der Küste und gewinnt als solche auch Bedeutung im Innern des Landes.

Als weitere Bewohner unserer Kolonie sind zu er-

wähnen die Omanaraber, die sich aber mehr und mehr auf ihre Kokospalm- und Zuckerrohrfarmen zurückziehen, und die Inder. Diese bilden durch ihre Zahl und ihr großes Handelsgeschick für den handeltreibenden Europäer einen gefährlichen Wettbewerb.

Betrachten wir uns nun als letzte die ehemalige deutsch-afrikanische Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ (835000 qkm).

Wieder wesentlich verschieden ist schon der äußere Eindruck, den das Land macht, wenn man von See kommt. Eine lange, öde, baum- und strauchlose Küste dehnt sich vor unseren Blicken. Sand, nichts wie Sand, dünenartig aufgeworfen, besonders im südlichen Teil. Wüstenartig ist der Eindruck und abgeschreckt wird erstmalig der Beschauer, dieses Land zu betreten, es zu seinem Aufenthalt zu nehmen. Und doch liegt hinter diesem wüstenartigen



Wasserstelle in Deutsch-Südwest-Afrika

Vorland, der Namib, mit ihrem 30 km breiten Dünen-gürtel ein schönes, brauchbares Land, voll von landschaftlichen Reizen und von einem Klima, wie man es in Italien nicht schöner findet. Es ist ein Land, das für ausgedehnte europäische Besiedlung in Frage kommt und wo noch viele Hunderttausende unserer Stammesbrüder, denen es zu Haus zu eng wurde, Platz finden sollten und deshalb ihre Zugehörigkeit zum Heimatlande, ihr Deutschtum, nicht zu verlieren brauchten.

Von der Küste steigt das Land rasch zu Hochländern an, die neun Zehntel des Landes ausmachen und wellenförmig, nach Süden etwas abfallend, auf einer durchschnittlichen Höhe von 1200 m verlaufen. Auf sie sind einzelne zerklüftete Gebirge aufgesetzt, die Höhen von über 2000 m über dem Meeresspiegel erreichen. Einzelne Hochebenen haben Höhen von 1400 m und mehr. So liegt Windhuk 1657 m, Rehoboth 1450 m, Nauhaus 1647, Grootfontaine 1400 m hoch; eine Fläche so groß wie Bayern in Höhe unserer süddeutschen Gebirge.

Die Omatokoberge erreichen eine Höhe von 2680 m, das Auasgebirge bei Windhuk 2200 m usw. Die Karasberge steigen selbst aus der Ebene noch etwa 900 m hoch auf. Im Hereroland finden wir alpenähnliche Felslandschaften. Im tropischen Norden, im Owamboland, das

ist über dem 20. Breitengrade, verläuft das Land noch auf 1000 m Höhe, und im Süden, im Namaland, liegen die Flußtäler selbst noch auf einer Höhe von 1000 m.

Die Flüsse im ganzen Land fließen nur während der Regenzeit. Im nördlichen Teil sind die Flußläufe ostwestlich gerichtet und tief in das Hochland eingeschnitten. So bilden sie geradezu ein Verkehrshindernis. In der Trockenzeit machen dann diese Gebiete wohl von weitem den Eindruck einer Mondlandschaft. Das Gefälle dieser Küstenflüsse bzw. der Täler ist mit 4:1000 sehr stark, so daß das Wasser alsbald nach dem Regenguß abläuft und die Flüsse nur wenige Stunden bzw. Tage sichtbares Wasser führen. Aber unter der sandigen gerölligen Oberfläche des Flußbettes sickert das Wasser noch wochenlang weiter, und durch Nachgraben kann man Wasser zum Gebrauche finden. Im südlichen Teil sind die Flußläufe nord-südlich gerichtet, ihr Lauf ist erheblich länger, das Gefälle viel geringer. Der große Fischfluß führt seine Wasser auf mehr als 600 km Länge bis in den Oranje. Er hat selbst in der Trockenzeit sichtbares offenes Wasser auch auf kilometerlangen Strecken. In nordöstlicher Richtung führt der über 500 km lange Regensfluß Omatoko seine Wasser dem nördlichen Grenzfluß Okowango zu, der, wie auch die Grenzflüsse Kunene im Norden und Oranje im Süden, das ganze Jahr hindurch strömt. Nach Südosten verliert sich der lange Nossol und Elefantensfluß in der Steppe.

Die in den Regenmonaten allzu rasch abfließenden Wasser kann man durch Talsperren längere Zeit nutzbar machen. Es bieten sich vielfach hierzu die günstigsten Gelegenheiten. Auch in der Wassererbohrung, in der Anlage von Brunnen könnte außerordentlich viel geschehen. Es liegen ganz ähnliche Verhältnisse wie im Kaplande vor. Wirkliche Quellen sind in Südwestafrika sehr wenige vorhanden. Es liegt das am Aufbau des Landes, an den Niederschlägen, die sich auf wenige Monate zusammen-drängen, und an dem Fehlen von Wald. Doch hat man einige Warmquellen und Sprudel erschlossen bzw. gefunden, so bei Warmbad, Windhuß (78° C), Rehoboth (53° C), und noch einige andere.

Die Regenzeit fällt in die Monate Oktober bis März. Es regnet aber in diesem Zeitraum nicht etwa alle Tage wie in den Tropen, sondern es gibt da tagelange Unterbrechungen. Mit einiger Sicherheit ist der Regen nur in den Monaten Januar bis März zu erwarten. Es kann aber auch vorkommen, daß er einmal in einzelnen Gebieten ganz ausbleibt.

Die Regenmenge stuft sich von Norden nach Süden zu ab und schwankt zwischen 600 und 200 mm pro Jahr. Diese Regenhöhen in der nördlichen Hälfte der Kolonien entsprechen ungefähr den durchschnittlichen Regenhöhen in Deutschland, sie sind also an und für sich nicht zu niedrig, nur drängen sich die Regentage in der Kolonie auf kurze Zeit zusammen, während sie sich in Deutschland auf das ganze Jahr verteilen. Die Regenverhältnisse unserer Kolonie sind aber dabei durchaus nicht schlechter als im englischen Kaplande. Die Regenbildung findet übrigens fast immer unter Gewittererscheinungen statt. Die Temperaturverhältnisse sind im ganzen Lande ungefähr dieselben. Selbstverständlich hat aber der tropische Norden, das Owamboland, eine höhere durchschnittliche Jahrestemperatur als der Süden. Auch kommt es daselbst nicht zu Nachtfrosten, wie sie nach Süden zu öfters in Erscheinung treten. Jahresmittel nördlich vom 20. Breitengrade etwa 22° C, südlich davon etwa 17° C. Der Unterschied der Durchschnittstemperatur des wärmsten und kältesten Monats beträgt bis 14° C. In Deutschland sind

es 20° C. Es treten aber große Unterschiede zwischen der höchsten Wärme am Tage und der geringsten Wärme in der Nacht auf, die zwischen 5 bis 20° C ausmachen; in Berlin sind es beispielsweise nur 7° C. Das Wärmemaximum überhaupt ist im Dezember und geht ausnahmsweise manchmal bis auf 33° C, die Nächte bleiben dabei in diesem heißen Monat meistens noch unter 16° C. Die durch die Trockenheit der Luft entstehende Verdunstungskälte an der Haut läßt aber auch hohe Temperaturen für den Europäer in diesem Lande leicht ertragen. Die Luft ist immer rein und trocken, der Himmel blau und heiter, bis auf die wenigen Stunden in den Tagen der Regenzeit, wo sich die ersehnten Wolken am Himmel zeigen, um das befruchtende Naß zu bringen.

Unter gleichen gesundheitlichen Verhältnissen ist unser Südwestafrika gesünder als Deutschland.

Den Feuchtigkeitsverhältnissen und der Temperatur entsprechend ist auch der Pflanzenwuchs. Das ganze Land ist Weideland und eignet sich nur zur Viehzucht. Ackerbau kann nur als Gartenbau in Frage kommen; dann sind aber alle Bedingungen gegeben und es wächst alles, was man sich nur denken kann an Gemüse und Obst; auch Dattelpalme, Pfirsich und Wein gedeihen prächtig.

Das Gras wächst in Büscheln und wird bald nach der Regenzeit unter dem Einfluß der Trockenheit und der Sonne auf dem Halm zu Heu. Da es vorkommen kann, daß einmal der Regen in einer Regenzeit in irgendeinem Gebiet ausbleibt, so muß der Großviehfarmbesitzer Reserverflächen in Vorrat halten, wenn er sich nicht dem Wagnis aussetzen will, sein Vieh aus Mangel an Futter teilweise abzu Schlachten zu müssen. Am besten eignet sich wohl der Großfarmbetrieb, das sind solche von 5000 ha an; über 20 000 ha dürfte aber ein Besitzer zu unserer Zeit nicht in Besitz haben.

Diese weiten Weidegebiete muß man sich nun nicht etwa ganz baum- und strauchlos vorstellen. Holzpflanzen sind vertreten in Akazienarten, die bis 1400 m Meereshöhe hinaufwachsen. Im stärker geneigten Gefälle und in größerer Entfernung von seitlichem Grundwasser kommen sie meist in Form von Büschen vor. In der Nähe der Regenströme vereinigen sie sich aber auch zu parkwaldähnlichen Beständen. In öderen Landschaften kommt der sogenannte Milchbusch vor, und dann trifft man verschiedenartige Steppendbüsche. Ausgedehntere Buschwälder finden wir namentlich im Osten der Kolonie; im Norden aber, wo sich in manchen Niederungen das Wasser sammelt, gibt es wirkliche Wälder.

Dem Charakter des Landes entspricht auch vorwiegend die vorhandene Tierwelt. Es ist der Sammelpfad in großen Rudeln lebender Weidetiere, so des Springbocks, des Hartbeests, des Elen — einer stattlichen Antilopenart —, des Gemsbocks — genannt Orixantilope; dann Zebra und im Norden auch die Giraffe. Dort finden wir auch noch Elefant und Rhinoceros vertreten. Der Strauß ist häufig. Weiter gibt es Bärenpaviane, Klippschliefer, Schuppentiere, Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale, Schlangen und eine verschiedenartige Vogelwelt. Zahlreich sind die Insektenarten. Die Wanderheuschrecke sucht zuweilen in ungeheuren Schwärmen das Land heim.

Recht eigenartig ist auch die spärliche Bevölkerung von etwa zweihunderttausend Seelen dieses Landes. Im Norden wohnen in festen Ansiedlungen die Ackerbau treibenden Owambos, zu den Bantus gehörig, ein richtiger Negertypus. Die Viehzucht tritt bei ihnen zurück. Sie leben unter despotischer Herrschaft von Häuptlingen. Die südlich von den Owambos wohnenden Hereros sind

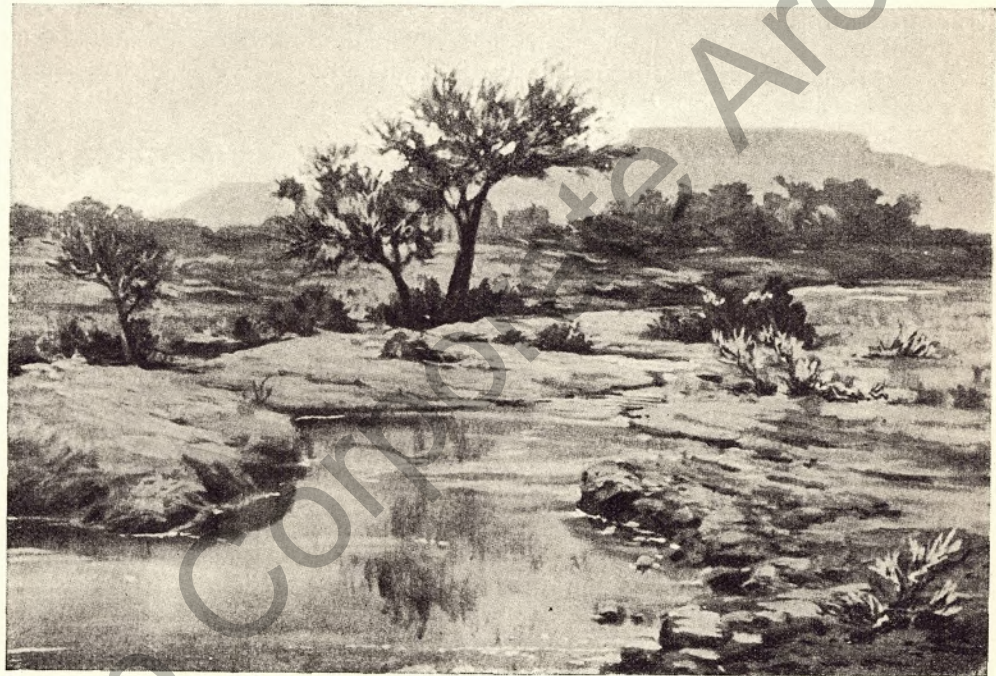
dafür ein ausgesprochenes Hirtenvolk. Sie gehören, wie auch die bei Ostafrika erwähnten Zulus, zu den Rassenvölkern, die eine größere Gruppe der Bantus bilden. Die Hereros sind schön gebaute, kräftige, schwarzbraune Gestalten, die Nase erinnert oft an südeuropäische oder auch semitische Form. Dann machen sie den Eindruck von Mulatten. Sie haben sich an europäische Kleidung gewöhnt. Ihre alte Bewaffnung bestand vornehmlich aus der Wurfscheule. Bald aber verschafften sie sich Gewehre, die sie im Aufstande gegen uns trefflich zu handhaben wußten. Ihre Hüttenform hat der europäischen Hausform Platz gemacht. Sie haben eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihre Herde und waren selbst nach europäischen Begriffen reich zu nennen. Sie sind ein freies Volk. Der Oberhäuptling ist kein Despot. Obwohl sie nicht eigentlich kriegerisch sind, machte sie der Haß gegen die Weißen äußerst mutig und ersetzte die sonst fehlenden soldatischen Eigenschaften.

Unter und neben den Hereros wohnen die Bergdamara. Ihre Farbe ist tiefschwarz und sie stehen mit den Hereros in keinerlei verwandtschaftlichem Verhältnis. Der freie Bergdamara lebt von der Jagd und eßbaren Früchten wildwachsender Pflanzen, gewöhnt sich aber schnell an höhere Lebensführung und an fleißige, seßhafte Beschäftigung; dabei ist er gutmütig und arbeitswillig und als Viehwächter dem hochmütigen Herero und dem unzuverlässigen Hottentotten vorzuziehen.

Als merkwürdiger Bestandteil der Bevölkerung Südwestafrikas sei auch das Volk der Bastards erwähnt, Nachkommen von Holländern mit Hottentottenfrauen. Sie sind ein besonderes Volk geworden und vor mehreren Jahrzehnten in ihre heutigen Wohnsitze in Großnamaland eingewandert. Es ist eine stattliche Bevölkerungsklasse, die, was recht merkwürdig ist, aus Mischung der schönsten und beinahe häßlichsten Rasse des Menschengeschlechts entstanden ist. Nur bei manchen tritt der mütterliche Typus stärker hervor. Junge Mädchen gleichen öfters einer hübschen Italienerin aus dem Volke. Es sind über 2000 Seelen vorhanden. Neben hohem Verstand zeigen sie gewisse Unzuverlässigkeit, Hang zur Lüge und zu untätigem Leben. Es sind geübte Ochsenwagenführer und die Offiziere der Schutztruppe urteilten gut über ihre soldatischen Eigenschaften. Rehoboth, ihre Hauptniederlassung, erinnerte schon vor unserer Besitzergreifung stark an eine europäische Niederlassung mit seinen Bauernhäusern und Gärten.

Der merkwürdigste Volksstamm in Südwestafrika sind aber die Hottentotten. Es sind keine Neger. Als ihre früheste Heimat vermutet man Südostasien. Sie sind wohl schon vor vielen Jahrtausenden eingewandert und haben sich in diesem entlegenen unzugänglichen Weltwinkel in ihrer eigenen Art bis auf den heutigen Tag erhalten können. Ihr Körperbau ist klein, zierlich, aber nicht zwerghaft; Körpermaß der Südtaliener mit auffallend zierlicher Bildung der Hände und Füße und einem

Perlengebiß. Sie sind zäh und ausdauernd im Ertragen von Strapazen. Die Muskulatur gegenüber Herero und Bergdamara ist aber schwächer. Die Gesichtsbildung ist sehr häßlich. Das Haar bedeckt in einzelnen Büscheln den Kopf. Sie machen mit Kopfbedeckung stark den Eindruck eines Mongolen. Die Frauen haben ein nach der Jugend entwickeltes merkwürdiges Körpergebilde, eine Wucherung am Gesäß, Steißbildungen, die manchmal 20 bis 30 cm vom unteren Teil des Rückens absteigen. Ihre Sprache ist mit keiner der lebenden Sprachen verwandt, ist aber durchaus entwickelt. Sie hat sogar ein Wort für den Begriff der Menschlichkeit, das man bei anderen afrikanischen Sprachen vergeblich suchen wird. Eigentümlich ist ihre Sprache durch Schnalzlaut. Sie haben große poetische Veranlagung, die auch in gesungenen Kriegs-



Am Waterberg nach dem Regen (Deutsch-Südwest-Afrika)

liedern zum Ausdruck kommt. Ihr gutes musikalisches Gehör zeigt sich auch bei europäischen Melodien. Als freie Steppenbewohner sind sie tapfer und ritterlich, des Fährtenlesens höchst kundig und vorzügliche Schützen. Die Fähigkeit, mit der sie der Unterwerfung widerstrebten, verdient nur unsere Bewunderung.

Die als Buschmänner in Südwest bezeichneten Eingeborenen sind auch als Hottentotten anzusprechen.

In gewisser Hinsicht ist es schade, daß dieses merkwürdige Volk anscheinend dem Untergange geweiht ist. Es ist wohl der Lauf der Weltgeschichte, daß Völker verschwinden und andere neu entstehen und sich Geltung verschaffen noch in unseren Tagen.

Das waren nun unsere früheren afrikanischen Kolonien. Noch bleiben unsere früheren Besitzungen im Stillen Ozean übrig. Auf diese will ich nicht näher eingehen, da sie meinen Anschauungen ferner liegen. Es sind recht wertvolle Besitzungen. Die wichtigste und ausgedehnteste ist Neu-Guinea mit einer Flächenausdehnung von mehr als einem Drittel derjenigen des Vorkriegs-Deutschlands. Es ist noch eines der unbekanntesten Gebiete der Erde. Entwickelter und vielversprechend war auch der Bismarckarchipel mit 60 000 qkm, dann die Salomoninseln mit 10 000 qkm, die Carolinen und Palauinseln mit 1440 qkm

bewohnbarem Land, die Mariannen mit 1140 qkm, die Marschallinseln mit 450 qkm. Einzelne von all diesen Inseln waren von respektabler Größe, nicht viel kleiner oder gar größer als das Gebiet der Freien Stadt Hamburg mit 410 qkm. Die Perle der Südsee sind aber die herrlichen Samoainseln mit einer intelligenten, ritterlichen, christlichen und schönen Bevölkerung. Gewiß hat jeder schon von den schönen Samoanerinnen gehört. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie äußerst wertvoll einzelne Inseln durch Phosphatlager sind. Einfuhr und Ausfuhr unserer Südseebesitzungen, ohne diese Schätze zu berücksichtigen, betrug bereits etwa 20 Millionen Mark.

Erwähnt sei noch Kiautschou in Ostchina. Aus dem Nichts wurde hier ein mustergültiger Ort, ein Handelsplatz geschaffen, der die anderen Plätze an der chinesischen Küste in seinem raschen Aufschwunge ganz in den Schatten zu stellen drohte. Das Herz wird einem schwer, wenn man daran denkt, daß solche Arbeit für uns verloren ging und daß wir für andere gearbeitet haben. —

Nun möchte ich noch etwas sagen, wie der Europäer in den afrikanischen Tropenkolonien lebt. Es hat das schließlich auch heute noch seinen Wert, um falschen Auffassungen und Ausstreuungen zu begegnen. Arbeiten, fleißig arbeiten muß auch der Europäer draußen. Die Arbeitszeit beginnt etwa um 6 Uhr morgens und endet 5 Uhr nachmittags bei einer zweistündigen Mittagspause. Nötig ist es, gerade die Morgenstunden auszunutzen, weil da die Spannkraft am größten ist und die Hitze noch nicht erschaffend wirkt. Die späten Nachmittags- und Abendstunden benutzt er zu seiner Erholung. Er geht oder reitet spazieren, geht in Gesellschaft oder empfängt solche. Selbstverständlich ist der gastliche Verkehr der Europäer untereinander ein sehr reger. Man feiert die Feste wie sie fallen und ergreift die sich bietende Gelegenheit. Anlaß hierzu bot z. B. zu meiner Zeit die Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes mit gegenseitigen Einladungen und Bewirtungen. Der höchste Festtag in den Kolonien war der Geburtstag des Deutschen Kaisers. In Togo waren da sämtliche Europäer an diesem Tage die Gäste des Gouverneurs, auch für die schwarze Bevölkerung wurden belustigende Veranstaltungen getroffen. Es ging recht fröhlich bei solchen Gelegenheiten zu und ein kräftiger Trunk wurde durchaus nicht verschmäht. Der Weiße wohnt meistens allein in einzelnen villenartigen luftigen Gebäuden mit weit ausladender überdachter Veranda, auf der sich das häusliche Leben im großen und ganzen abspielt. Die Räume dienen nur zur Aufbewahrung der Möbel usw. und zur Benutzung während der Schlafenszeit.

Da die Tropenkolonien sich für den Aufenthalt von weißen Frauen nicht besonders eignen — es sind einige anwesend, die da natürlich hohe Verehrung genießen —, so ist der Europäer auf die schwarze weibliche Bevölkerung angewiesen, wenn er meint, diese nicht entbehren zu können. Es gehört sehr große Willenskraft dazu, sich des geschlechtlichen Verkehrs in den Tropen auf die Dauer ganz zu enthalten. Fehlt diese Willenskraft, dann ist es unbedingt besser, sich während des Tropenaufenthaltes ein festes schwarzes Verhältnis zuzulegen, weil die Ansteckungsgefahr bei den sehr verbreiteten Geschlechtskrankheiten äußerst groß ist.

Es braucht wohl aber kaum der Erwähnung, daß eine Negerin, und sei es auch eine Hamitin, eine weiße Frau, ein deutsches Weib nicht zu ersetzen vermag. Es zeugt von keiner besonderen Charakterfestigkeit und von keinem National- und Rassestolz, wenn er darüber anderer Meinung ist. Unbedingt zu verwerfen ist es, und es setzt das Fehlen jeglichen Taktgefühls heraus, wenn etwa der

Verkehr, der Aus- und Eingang solcher schwarzen Verhältnisse offenkundig vor den Augen der anwesenden europäischen Frauen geschieht. Eines möchte ich noch besonders betonen, daß das Volkswort: „Die Liebe und der Suff usw.“ ganz besonders für die Tropenkolonien gilt. Manche jungen Leute leiden in der Tropenkolonie aus Mangel an der nötigen Selbstbeherrschung und fehlender Aufsicht bei dieser ungebundenen Freiheit als Herrenmensch an Leib und Seele für immer Schaden. Die Eltern sollten es sich wohl überlegen, einen charakter schwachen, leichtsinnigen Sohn in die Kolonie zu schicken. Er wird da nicht besser, sondern schlechter werden und viel schneller seelisch und körperlich zugrunde gehen. Überhaupt ist die Kolonie gerade für die Besten des Volkes gut genug. Denn abgesehen von dem eigenen Schaden, den der Ungefestigte persönlich draußen erleidet, fügt er dem Ansehen der Europäer den Schwarzen gegenüber, die doch zu uns als etwas Höherem emporblicken sollen, einen schweren Schaden zu.

Als ich vor einer Reihe von Jahren vor einer großen Zuhörerschaft von kriegserprobten und geistesgeschulten Männern einen Vortrag über unsere Kolonien hielt, schloß ich etwa mit folgenden Worten: „Ich habe versucht, Ihnen darzutun, daß Deutschland unbedingt Kolonien in eigenem Besitz zu eigener Nutzbarmachung haben muß, wenn wir nicht wollen, daß Tausende und aber Tausende von Mitgliedern unseres Volkes für uns durch Abwanderung in nichtdeutsche Länder verlorengehen und unser Vaterland, unser Volk über kurz oder lang Katastrophen entgegenreiben soll, die sein befriedigendes Fortkommen in den Grundfesten erschüttern. Weiter gab ich Ihnen in großen Zügen ein Bild, was unsere Schutzgebiete für uns waren und in naher und fernerer Zukunft sein sollten, und ich suchte in einer Beschreibung unsere Kolonien vor Ihrem geistigen Auge erscheinen zu lassen und Ihnen Liebe und Vertrauen zu unserem Kolonialbesitz zu erwecken. Ich wollte Sie überzeugen, daß wir für Überseebesitzungen kämpfen müssen, als ob es sich um ein Stück unseres engeren Vaterlandes handelt. Wir können und dürfen uns auf keinen Fall auch in dieser Sache von unseren früheren Segnern auf die Dauer vergewaltigen lassen. Ein freies Volk wollen wir sein, und um ein solches zu bleiben, brauchen wir Kolonien.“ —

Diese Worte haben sicher heute noch Geltung, ja in weit verstärktem Maße. An allen Seiten und Ecken sind wir eingengt worden, wertvollste Gebiete unseres Vaterlandes wurden uns geraubt; und eine Last von „Reparationen“ auf uns gehäuft, von der wir nicht wissen, wie wir sie tragen sollen. Mit uns leidet aber ganz Europa Not und über dieses hinaus. Langsam, aber sicher bricht sich die Erkenntnis auch bei den früheren Segnern Bahn, daß es etwas Verkehrtes war, den Konkurrenten Deutschland auszuschalten, weil man sich auch damit einen Hauptabnehmer ausschaltete. Man wird das „Rad“ Deutschland als unbedingt nötig in dem „Rädergetriebe“ der Weltwirtschaft wieder einschalten müssen, soll diese zum Nutzen der Gesamtheit wieder in Gang kommen. Man muß uns leben lassen, aber beileibe nicht aus allgemeiner Menschenliebe, sondern aus Eigennutz, und so wird über kurz oder lang der Zeitpunkt kommen, wo wir über die Rückgabe unserer Kolonien werden verhandeln können.

Freilich müssen wir mit zäher Ausdauer dieses Ziel verfolgen, und nötig ist, daß nicht bloß einige Wirtschaftler und Kolonialsachverständige, sondern auch das Volk mit Verständnis lebhaftes Interesse an dieser für uns höchst wichtigen Angelegenheit nimmt.

Der Ruf aus dem Aether

Roman von Paul Rosenhayn

(2. Fortsetzung)

Auf der Treppe wandte Develund sich um: „Hören Sie, Griggs, heute abend ist im Gewerkschaftshaus ein Experimentalvortrag: Ingenieur Bjerte spricht über drahtloses Fernsehen. Was meinen Sie dazu? Wollen Sie mit mir hinfgehen? Es fängt um neun Uhr an; wenn Sie ja sagen, bin ich zur rechten Zeit zurück.“

„Haben Sie schon einmal erlebt, daß Herr Doktor Griggs ja gesagt hat?“ lächelte Yrsa.

„Auf die Gefahr hin, vor Ihren schönen Augen als ein Mann ohne Grundsätze dazustehen: ich sage ja.“

„Na also. Wir treffen uns fünf Minuten vor neun an der Kasse. Seien Sie pünktlich.“ — — —

Griggs klingelte; nach einer Weile trat die Schwester ein.

„Sie sind in Zivil?“

„Ich habe Ausgang — übrigens sagte ich Ihnen das schon.“

„Schwester Helga: ich muß Sie in aller Form ersuchen, einen anderen Ton gegen mich anzuschlagen.“

„Ich bin mir nicht bewußt, meine Pflicht . . .“

„Ich spreche hier nicht von Ihrer Pflicht, sondern von Ihrem Verhalten. Es ist nicht das erstemal, daß ich Sie darüber zur Rede stelle. Was bedeutet das eigentlich? Sie wissen selbst, wie ich meine Nerven im Beruf anspannen muß. Wenn ich obendrein passiven Widerstand fühle, so ist es aus, dann können meine Kranken zugrunde gehen. Halten Sie das mit Ihrem Gewissen für vereinbar?“

Sie sah ihm mit einem halben Lächeln ins Gesicht. „Wie Sie sich nur so ereifern können? Was ist denn groß geschehen? Ich habe auch Nerven!“

„Ich wiederhole, daß ich diese Tonart nicht wünsche. Fehlt Ihnen hier irgend etwas? Sprechen Sie frei heraus; ich habe wahrlich für meine Mitarbeiter ein offenes Ohr. Was wollen Sie eigentlich, Schwester Helga?“

Sie trat einen Schritt auf ihn zu. Und indem sie die Hand auf seinen Arm legte, sagte sie leise: „Muß ich Ihnen das wirklich erst sagen?“

Er schob den Stuhl krachend zurück und stand auf: „Haben Sie den Verstand verloren, Schwester?“

Sie fing an zu weinen. Das nervöse Schluchzen erstikte das Stimmeln ihrer Antwort.

„Mein Gott!“ — er sah sie ratlos an; vor den Frauentränen zer-schmolz sein Gorn. „Fassen Sie sich doch, Schwester. Wie soll denn das werden?“

Der schonende Klang seiner Stimme mochte sie verwirren; vielleicht auch, daß sie ihn falsch auffaßte: sie nahm das Taschentuch von den Augen und lehnte den Kopf mit einer zärtlichen Gebärde an seine Schulter. „Bist du denn wirklich so gefühllos, wie sie hier alle sagen? Merkst du denn gar nicht, daß ich toll bin vor Sehnsucht nach dir?“

Er stieß sie mit einer harten Bewegung zur Seite.

Ihr Weinen schlug im Augenblick um in ein scharfes Gelächter. „Ein Mann, der nein sagt? Das ist mehr als komisch! Aber ich weiß schon, warum. Ihnen steckt die Baronin Laurgaard im Kopf!“

Stirnrunzelnd sah er sie an: „Hinaus!“

„Hab' ich's getroffen, Herr Doktor Griggs? Nicht wahr, die schöne Astrid, die wäre so nach Ihrem Geschmack — und noch dazu die Braut eines andern, das ist für die Männer immer ein ganz besonderer Reiz!“

Seiner selbst kaum mächtig, sagte er tonlos:

„Sie verlassen auf der Stelle mein Haus.“

„Sie weisen mir die Tür?“ Sie stemmte die Arme in die Seiten und sah ihn herausfordernd an. „Sie . . . Sie wagen es, mich hinauszuerwerfen? Ein Wort von mir, und es ist aus mit Ihrer Herrlichkeit!“

Er öffnete die Tür und drängte sie hinaus. Dann drehte er den Schlüssel im Schloß herum und trat aufatmend ans Fenster.

Griggs ging durch die abendlichen Straßen. Ein scharfer Ostwind schlug ihm entgegen. Das tat ihm wohl; mit Behagen nahm er den Hut ab.

Er fühlte noch auf seinem Herzen den Druck der letzten Stunden. Diese peinlichen Dinge mochten einem Menschen, der robust und unberührt durch das Leben ging, nicht viel anhaben können; ihm, an dessen Nerven der schwere Werktag zehrte, wurden sie zu unerträglicher Qualerei. Er hatte die Operation um eine Stunde verschieben müssen, bis sein Blut ruhiger geworden war, seine Hand sicherer. Sie schien gelungen zu sein, soweit man in dem dunklen Neuland, das er durchforstete, überhaupt Prognosen stellen konnte.

Dennoch spürte er noch immer den Druck. Ja, ganz heimlich merkte er, fast uneingestanden, jenen Unterton von Furcht, der ebensowohl aus den Nerven kommen kann wie aus unerforschten Tiefen der Ahnung.

Eine junge Dame ging vor ihm. Er streifte ihre Gestalt mit den Augen; sie erschien ihm bekannt, und einen Moment glaubte er ein seltsames Reagieren in seinem Blut zu spüren. Herrgott, wie sensibel seine Nerven waren! Ein einziges unangenehmes Erlebnis, das ein anderer mit einem Kognak abtat, brachte sein ganzes Inneres zum Vibrieren: eine gleichgültige und fremde Begegnung ließ in ihm irre Reminiszenzen aufzudecken — das war mehr als Nervosität; das war Wahnsinn.

Er ging mit betonter Unbekümmtheit weiter; man mußte die Dinge anpacken, um zu erkennen, daß sie bedeutungslos waren!

Die Dame vor ihm, das wurde ihm klar, während er dahinschritt, war eine völlig Fremde. Weder erinnerte er sich ihrer Gestalt, noch konnte er sich entsinnen, ihr Kleid, überhaupt ihre ganze Erscheinung jemals gesehen zu haben; und so blond wie die da vorn war jede zweite Kopenhagenerin. Er begrüßte seine wachsende Selbstsicherheit mit aufatmender Genugtuung. Das war die Wirkung dieses frischen, lichten Abends, der ihn aus der Hochspannung seiner Pflichten zurückführte, ihn einhüllte in seinen reinen und gütigen Atem. Er fühlte sich wie ein Genesender, der nach dumpfem Krankenlager hinaustrat in den Strom des Lebens, der der Sonne entgegen ging und Schmerz und Schwäche überwunden hatte.

Die Dame vor ihm — er hatte sie schon völlig vergessen — machte eine Wendung, um in ein Haus zu gehen. Dabei fiel sein Blick auf ihr Gesicht.

Es war Astrid Laurgaard.

Auch sie hatte ihn erkannt, er sah es an ihrem befangenen Lächeln. Er zog den Hut; sie dankte. Während sie ihren Weg fortsetzte, blickte er ihr ins Gesicht.

Mit Erstaunen bemerkte er, daß sie tief errötet war.

Ihr liches Kleid verschwand in der Pforte des dunklen Hauses. Noch immer starrte er, völlig gegen seinen Willen, auf jene Tür. Eine belanglose Begegnung fürwahr — ein Sichtreffen im Gewühl der Großstadt, ohne Absicht und ohne Erinnerung. Und doch: während Griggs an diesem gleichgültigen, dunklen Hause vorüberging, fühlte er tief drinnen in seinem Innern das Flüstern einer fremden und ferneren Stimme. Er konnte den Sinn der Worte nicht verstehen, aber sein betroffenes Lauschen begriff, daß dieser Ruf stärker war als er.

Develund schwenkte schon die Willette. Das Gewerkschaftshaus war ziemlich ausverkauft. Es war dem Ingenieur gelungen, eine kleine Loge zu erwischen, in der sie allein waren. Er erzählte Wunderdinge von der Fahrt nach Skodsborg, und wenn man seinen aufgeregten Worten glauben durfte, so war es eine gefährvolle Reise auf tobendem Meer gewesen.

„Aber Frau Aspinall hat sich gehalten — alle Achtung! Während alles um sie herum nur so krachte und die Gegenstände in der Kajüte durcheinanderwirbelten, saß sie ganz gemütlich am Tisch, vor sich ein Gläschen Malaga.“

„Ist denn das Glas nicht mitgewirbelt?“ erkundigte sich Griggs. „Wo denken Sie hin!“ Develund schüttelte eifrig den Kopf. „Das hat sie natürlich festgehalten. Aber es ist wirklich wahr: sie hat keine Spur von Furcht gezeigt. Und getanzt hat sie — fabelhaft!“

„Was wurde denn da aus dem Glas? Sie mußte es doch loslassen beim Tanzen?“

„Was Sie für Fragen stellen, Griggs! Das hat sie natürlich einem von uns zum Halten gegeben. Nebst der Flasche. Außerdem war der Sturm schon vorüber, als wir tanzten.“

„Ich glaube, diese Frau Aspinall hat's Ihnen angetan, Develund.“ „Wenn ich ganz offen sein soll: nun ja. Sie ist die charmanteste Frau, die mir begegnet ist. Dazu hat sie diese imponierende Sicherheit der großen Dame, die angeboren ist. Finden Sie nicht auch? Wie kommt es eigentlich?“ — Develund kniff die Augen zusammen —, „daß Sie mit Ihrer Landsmännin so wenig sympathisieren?“

„Wie kommen Sie darauf?“ Griggs lachte. „Woraus schließen Sie, daß ich mit Frau Aspinall nicht sympathisiere?“

„So was merkt man. Und außerdem . . . aber nein!“

„Reden Sie nur.“

„Also ganz unter uns: sie selbst hat es mir gesagt.“

„So so. Ich gefalle ihr also nicht?“

„Das will ich nicht sagen. Aber ich glaube, Sie sind völlig verschieden in Wesen und Art. Schon in den Ansichten, glaube ich. Sie sagte mir — Doktor, Sie versprechen mir . . .“

„Alles.“

„. . . es ginge eine Atmosphäre von Kälte von Ihnen aus, die jede persönliche Annäherung von vornherein ausschloß. Ich sage Ihnen

das nur, Doktor . . . schließlich: wir Männer haben doch auch unsern Stolz, nicht wahr? Für den Fall, daß Sie etwa die Absicht hätten . . .“

„Es ist lieb von Ihnen, Develund, daß Sie so nett für mich sorgen. Aber ich hatte nicht die Absicht, Frau Aspinall einen Antrag zu machen.“

„Gott sei Dank!“ sagte Develund. „Ich hatte etwas Verärgertes gefürchtet.“

„So besorgt sind Sie um mich?“

„Das auch. Außerdem“ — Develund strich sich verlegen das glattrasierte Kinn —, „nun ja, ich dachte Frau Aspinall dieser Tage zu fragen, ob sie . . . ob sie . . .“

„Ach so!“ nickte Griggs.

Das Licht auf dem Podium flammte auf.

Ein Herr trat auf und verbeugte sich. Er hatte einen sauber gebürsteten Gebrock an, mit Atlaspatzen. Das linke Bein seiner Hose war ein bißchen zu lang; er mochte dies selbst als störend empfinden: er zog einen Stuhl heran, was sein Auditorium als den Beginn der Experimente auffaßte, denn es verfolgte jede seiner Bewegungen mit technischem Verständnis. Aber zur Enttäuschung seiner Zuschauer benutzte er den Stuhl lediglich, um den Fuß darauf zu stellen. Die Haltung sollte offenbar legere Nonchalance ausdrücken; aber der feiner Empfindende fühlte, daß es wegen des zu langen Hosenbeins geschah.

Er machte eine zweite Verbeugung. Dann trugen zwei Männer eine große Wandtafel herein; er ergriff ein Stück Kreide und nahm das Bein vom Stuhl herunter.

Dennoch schien der Mann seine Sache zu verstehen. Sein Vortrag war schleppend, fast langweilig; aber nur in der Art, nicht in der Sache. Seine Hörer, die durchweg aus der Technik kamen, erkannten ohne weiteres den Kern, der sie interessierte, und übersehen die reizlose äußere Hülle.

Er begann mit dem Vorbild des Fernseher: dem Telephon, und verbreitete sich über die besonderen Schwierigkeiten der Lichtübertragung. Handle es sich bei der Tonübermittlung um die Übertragung einer räumlichen Einheit, so sei das Problem der Lichtübertragung durch das Nebeneinander der Bildkomplexe gekennzeichnet; er verglich den zu übertragenden Laut mit einer Linie, das zu übertragende Bild mit einer Fläche. Daraus ergäbe sich eine Vervielfachung der Differenzierung — eine Aufgabe, der der Draht bis heute nicht gewachsen sei. Gleichwohl seien die Fortschritte, die die unermüdlichen Versuche der Fachleute und der Laien seit Jahren gemacht hätten, außerordentlich überraschend. Er sprach vom Kernischen Fernphotographen; dann ging er über zu dem eigentlichen Thema: dem Fernseher, der das bewegte Bild zu übertragen habe, im Gegensatz zur unbeweglichen Photographie. Während die Photographie nacheinander Strich um Strich ansehen könne bis zur Fertigstellung des starren Bildes, habe es der Fernseher ungleich schwerer: er müsse mit einem Schläge das vollständige Bild auf die Platte des Empfangsapparats werfen — und obendrein ein Bild, das sich unausgesetzt in hundertfacher Bewegung ändere.

Er legte die physikalischen Erfordernisse dar, die das Fundament der Erfindung des Fernsehers ausmachten. Fünfundzwanzigtausend Bildeindrücke in der Sekunde entsprächen ungefähr dem natürlichen Bewegungsrhythmus der Dinge.

Dann kam er auf das Selen zu sprechen, auf dies merkwürdige Element, dessen elektrische Leitfähigkeit eine andere im Dunkeln, eine andere unter Belichtung sei. Er schilderte die Versuche von Carey, von de Paiva und von Senlecq, dessen Elektroskop bereits im Jahre 1872 der Pariser Akademie vorgeführt wurde; das Lichtrelais von Ayrton und Perry und die lichtelektrische Zelle von Le Blanc wurden im Prinzip gezeigt — dann eröffnete die neue Ära eine Erfindung Nipkows: Zerlegung und Synthese des Bildes durch eine drehbare Scheibe. Da sie jedoch viele Meter im Umfang beanspruchte, war auch sie praktisch unverwendbar. Neues brachten Erfindungen von Mayorana, Brillouin und Sutton — dann kam 1902 Coblyn mit einem Projekt, das völlig auf modernen Pfaden wandelte. Die Namen Jaworsky, Luz, Rignour, Rosing klangen auf; dann kamen die Versuche von Nibaly zur Sprache, die dem tastenden Schritt der Forschung neues Tempo gaben. —

Nun begann der eigentliche experimentelle Teil: man verdunkelte das Podium, und der Vortragende zeigte den Apparat letzter Konstruktion, der von Nibaly nach den endgültigen Resultaten von Rosing und Ruhmer konstruiert war. In der Tat gab dieses „Telehor“, wenn auch primitiv, das empfangene Bild originalgetreu wieder.

Eine Diskussion mit teilweise recht komischem Frage- und Antwortspiel schloß sich an; Griggs und Develund gingen. Sie überquerten düstere Straßen, über denen abgestandene Gerüche des Arbeitstags lasteten, niedrige und enge Gassen. Rauernde Gestalten drängten sich an die Mauern der Höfe, und die Schatten lagen schweigend über den Häusern.

„Er hat seine Sache nicht schlecht gemacht“, begann Develund nach einer langen Weile. „Es war ein bißchen zu viel für meinen Geschmack; aber ich glaube, das ist Nervensache. Meinen Sie nicht auch, daß die Geschichte eine Zukunft hat?“

Er blickte seinen Begleiter an, der stumm neben ihm einherging.

„Ich kann mir jedenfalls vorstellen, daß wir in zehn Jahren genau so unsern Fernseher im Hause haben wie jetzt unser Telephon. Wenn bloß dieses verfluchte Element Selen nicht so unglaublich teuer wäre. Es ist merkwürdig: die wichtigsten Dinge sind immer selten und teuer. Es sieht beinahe so aus, als ob die Vorsehung den Wunsch hätte, der Menschheit den Brotkorb, wenn ich so sagen darf, mit Bedacht höher zu hängen. Warum kann Selen nicht auf der Straße zu finden sein wie Eisen? Nein, es ist so selten wie Radium. — Sagten Sie was, Griggs?“

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Aber ich erinnere mich, daß es mit dem Aluminium auch zuallererst so war. Wissen Sie noch? Aluminium war früher ein teures Vergnügen! Erst als man lernte, es elektrolytisch aus Kryolith zu gewinnen, wurde es ein Handelsartikel. Hoffen wir, daß es mit dem Selen ähnlich ergeht, denn sonst werden wir wohl darauf verzichten müssen . . .“

Erstaunt brach er ab; Griggs hatte seinen Arm gepackt. Er blieb mit einem Ruck stehen:

„Nein!“ sagte er.

„Was: nein?“

„Es bedarf des Selen nicht.“

„Meinen Sie? Na schön. Um so besser. Ich sehe darin eigentlich keinen Grund, sich aufzuregen.“

„Bleiben Sie stehen. Mir kommt ein Gedanke.“

„Und?“

„Es gibt ein Fernsehen im Prinzip des Telephons. Nein, ich möchte sagen: ein Fernsehen durch das Telephon.“

„Ich habe zwar noch nie durch das Telephon ferngesehen — aber ich weiß, daß Sie manches vor mir voraus haben. Es interessiert mich natürlich, was Sie da sagen. Machen wir doch mal ein Modell!“

Griggs schüttelte den Kopf. „Begreifen Sie denn nicht, wo ich hinauswill?“

„Wo Sie hinauswollen? Offen gestanden: nein. Wenn ich einen Miß machen wollte, so würde ich jetzt sagen . . .“

„Hören Sie, Develund.“ In Griggs' Stimme war ein Klang, der jenen verstummen ließ. „Hören Sie mich an. Ich muß Ihnen etwas sagen. Sie haben die Botschaft gehört — den Ruf.“

„Die Radiobotschaft? Allerdings.“

„Sie wissen, daß diese Botschaft sich wiederholt hat. Daß die gleichen Signale dreimal gekommen sind.“

„Ja.“

„Ich kam auf die Vermutung — sie mag vielleicht phantastisch erscheinen . . .“

„Daß es ein Ruf von einem anderen Planeten sein könnte.“

„In der Tat.“

„Ich will Ihnen gestehen, lieber Griggs, ich, der skeptischste Skeptiker unter der Sonne — daß in Ihrer Vermutung etwas ist, was mir . . . wie soll ich sagen . . . was mir das Herz klopfen macht. Aber was hat das mit dem Fernseher zu tun?“

„Verstehen Sie mich noch immer nicht? Wir konnten die Zeichen nicht verstehen. — Sie nicht, ich nicht — niemand. Wissen Sie, warum nicht?“

„Nun, Griggs?“ fragte Develund atemlos.

„Weil die Zeichen weder Morsezeichen sind noch gesprochene Worte. Sondern —“

„... sondern . . .?“

„Sondern: Bilder — drahtlos herübergesandt von einem anderen Stern.“

„Mein Gott . . . Griggs . . . warten Sie mal . . . was ist denn da zu tun?“

„Der Ingenieur Bjerte muß uns einen Telehor zur Verfügung stellen.“

„Das wird er ohne weiteres tun. Der Apparat gehört dem Physikalischen Laboratorium; ich gehe dort ein und aus.“

„Sie werden mir den Apparat verschaffen?“

„Ohne Frage. Sie können sich darauf verlassen. Und dann . . . Griggs! . . . Und dann! Mein Gott, es ist ja nicht auszudenken, wenn in den Zeitungen die fettgedruckte Überschrift prangt: „Doktor Griggs in Kopenhagen telegraphiert mit dem Mars!“ Sie, Griggs“ — er legte seine Hand in den Arm des Freundes und zog ihn mit sich fort —, „hören Sie? Wir gehen nicht nach Hause!“

Griggs lächelte mit müder Gutmütigkeit. „Daran erkenne ich den Kopenhagener: kein Ereignis der Weltgeschichte ohne Caloricpunsch!“

„Na also. Wir sind doch hier in Kopenhagen.“

Griggs lachte. „Ich muß schlafen gehen, Develund. Wenn Sie ein übriges tun wollen: fahren Sie ins Gewerkschaftshaus zurück und sprechen Sie mit Herrn Bjerte.“

„Ich möchte Sie auf alle Fälle nach Hause . . .“

„Wirklich nicht nötig. Ich nehme dies Auto.“

Griggs stieg ein. Die Ereignisse dieses Tages rasten ihm durch den Kopf: der Auftritt mit der Schwester — die Operation — die Begegnung mit Astrid Laurgaard — die technischen Dinge des Vortrags — seine steigende Erregung beim Anblick der Apparatur, die ihm, nicht



Aus Dortmund

Aquarellstizze von Fritz Pöhler, Freiberg i. Sa.

verstandesmäßig, fast wie aus dem Unterbewußtsein heraus an Dinge gemahnte, die tief im Innern seiner Seele kreisten.

Das Auto stoppte.

Er stieg aus und zahlte; sein Blick glitt über die Fassade seines Hauses.

Was war das? Die Fenster seines Arbeitszimmers waren erleuchtet.

Zögernden Schrittes ging er die Treppe hinauf.

„Ein Herr wartet“, sagte das Mädchen.

„Was will er?“

„Eine Privatsache; er will es nur Ihnen sagen.“

„Wie heißt er?“

„Nach seinen Namen will er mir nicht nennen.“

Griggs trat ins Arbeitszimmer. Ein Herr erhob sich mit verbissener Langsamkeit. Das Gesicht erschien ihm bekannt; er konnte sich zwar nicht erinnern, wo er es gesehen hatte. Dann war ihm, als ob es ihn nur an ein bekanntes Gesicht gemahne.

„Was wünschen Sie, mein Herr? Und mit wem habe ich die Ehre?“

„Das werden Sie sofort erfahren, Herr Doktor Griggs“, sagte der Fremde, ihm ins Gesicht sehend. „Ich heiße Knud Lumbye.“

„Knud Lumbye ... Sie sind ...“

„Ja“, sagte der andere. „Ich bin der Bruder Ihres Patienten.“

„Und Sie wünschen?“

„Muß ich Ihnen das wirklich erst sagen, Herr Doktor Griggs?“

Lumbye betrachtete ihn mit finsternem Lächeln.

„Ich möchte allerdings darum bitten.“

„Nun gut. Wenn Sie's wollen? Also, Herr Doktor: ich bin der Bruder des Mannes, den Sie ermordet haben.“

Griggs trat einen Schritt zurück. „Sind Sie wahnsinnig?“

„Nein. Ich weiß, was ich sage. Und ich möchte Ihnen vorschlagen: lassen Sie die Komödie.“

„Wie kommen Sie zu Ihrer Behauptung?“

„Im. Sie kennen vermutlich ein Fräulein Helga Wingaard?“

„Ach so. Schwester Helga.“

„Jawohl, Herr Doktor Griggs. Sie hat mit alles erzählt.“

„Also. Hat Sie Ihnen auch erzählt, warum sie von hier fortgegangen ist?“

„Nach das. Weil sie mit dem Verbrecher nicht zusammenarbeiten will.“

„Also Schwester Helga hat Ihnen erzählt, ich hätte Herrn Lumbye, Ihren Bruder, ermordet?“

„Sie haben meinem Bruder ein halbes Gramm Morphinum injiziert. Es haben sich Krämpfe eingestellt, und der Tote hat jenen starren Ausdruck der Pupille, der für Morphinumvergiftung typisch ist.“

Griggs ging im Zimmer auf und ab. Dann, vor Lumbye stehend, fragte er kurz:

„Und wenn ich ihn nun getötet hätte?“

„Es freut mich, daß Sie keine Ausflüchte machen.“

„Und wenn ich es getan hätte? Dann gäbe es doch wohl nur einen einzigen Grund: daß ich die Qualen Ihres Bruders beenden wollte. Im Ernst: sehen Sie darin ein Verbrechen, Herr Lumbye?“

Herr Lumbye lächelte und nahm seinen Hut. „Sie werden von mir hören, Herr Doktor Griggs.“

In der grauen Frühe eines nebligen Aprilmorgens erschienen sechs Männer. Sie brachten den Fernseher. Develund begleitete sie mit der Miene eines Triumphators.

„In fünf Minuten können Sie mit dem Mars telegraphieren, Griggs!“

Ganz so schnell ging es nun nicht. Im Gegenteil, es ging recht langsam. Zunächst verteilten sich die sechs Männer auf sämtliche Zimmer des Hauses; was sie da wollten, begriff eigentlich niemand. Sie beklopften die Wände, legten Pollstöße lang und quer und machten sich geheimnisvolle Eintragungen in ihre Notizbücher. Hierauf berieten sie im Flüsterton unverständliche Dinge, schüttelten die Köpfe; dann, auf einmal, hatten sie einen heftigen Streit.

Während dieser ganzen Zeit stand der Fernseher noch immer unten auf dem Wagen.

Hierauf wurden Leitern geholt und Surte; ein Mann ließ sich zum Fenster hinaus, die andern fünf fungierten als Gegengewicht. Er klopfte draußen mit einem merkwürdig geformten Hammer an die Wände und notierte wieder etwas in seinem Buch. Darauf ging er hinein, und dann folgte wieder eine längere Beratung.

Griggs, der die ganze Zeit über bei seinen Kranken gewesen war, erschien endlich. Er warf einen betroffenen Blick auf die zusammengerollten Teppiche, die Leitern und die Kreidestriche auf den Wänden und auf dem Parkettfußboden; dann erwähnte er beiläufig, daß nebenan der komplette Radioempfangsapparat stünde und daß nichts weiter nötig sei, als den Fernseher an die fertige Leitung anzuschließen.

Hierauf gab es einen ungeheuren Krach. Die sechs erklärten sich geradezu für geizt: warum man ihnen das nicht gleich gesagt hätte? Einer, sichtlich ein Sanguiniker, machte den Vorschlag, die Arbeit überhaupt niederzulegen; erst eine eidesstattliche Versicherung Griggs', daß er ausreichende Mengen Elixir im Hause habe, vermochte diesen Beschluß zu ändern.

So kam endlich der große Augenblick heran: man stellte den Fernseher auf die Schieferplatte des Isoliertisches. Dann sahen sich die Sechs halb erwartungsvoll, halb mißtrauisch an und konstatierten, so durstig wie heute wären sie noch nie nach einer Arbeit gewesen.

Develund und Griggs betrachteten den seltsam komplizierten Apparat.

„Kennen Sie sich aus?“ fragte Develund.

„Wenn ich es Ihnen ganz offen sagen soll: nein.“

„Passen Sie auf. Hier kommen die Bildströme an. Hier ist der Zweirohrenverstärker, hier fallen sie in den Oszillographen. Dieser kleine Spiegel gibt in seinen Ablenkungen die Pulsation der Bildströme wieder. Sehen Sie hier — hier fällt von dem Spiegel ein Lichtstreif neben den Spalt der Diaphragmawand. Je nach der Stärke der Impulse verändert sich die Ablenkung des Spiegels — somit fallen unausgesetzt veränderte Lichtstreifen auf das zweite Spiegelchen. Von diesem aus — sehen Sie, hier ist es — fallen die Strahlen auf diese Mattscheibe. Verstehen Sie den Vorgang? Der Strahl zeigt auf diese Weise auf der Empfangsstation genau die gleichen Bewegungen und Veränderungen wie das Bild, das auf der Sendestation über die Selenzelle bewegt wird.“

„Das ist ja fabelhaft!“ sagte Griggs. „Ich wußte gar nicht, daß Sie auch auf diesem Gebiet so zu Hause sind!“

„Ja“, sagte Develund, „— übrigens habe ich es mir von Bjerte erklären lassen.“

Griggs lachte. „Wie nun, wenn unsere Hoffnungen uns trügen?“

„Aber, Griggs!“

„Es wäre nicht das erstemal, daß ich mir in Gedanken ein bestimmtes Resultat vorweggenommen hätte — und daß die Praxis mich hinterher zu ganz anderen Dingen führte. Oft zu besseren — oft ins Nichts. Wir müssen damit rechnen, Develund, daß auch dieser Weg ein Irrweg sein kann und daß wir unsere Erwartungen als Phantastereien erkennen.“

„Sie sind so merkwürdig mutlos heute, Griggs?“

Griggs legte die Hände über die Augen. „Ja“, sagte er leise. „Ich kenne mich selbst kaum wieder. Und mit einer nervösen Bewegung gegen den Apparat setzte er hinzu: „Also ich schlage vor: wenn irgend etwas geschehen sollte, rufe ich Sie, Develund.“

Develund verstand. Er drückte dem Freunde die Hand und ging. Griggs saß regungslos in seinem Sessel. Er hörte, wie jener unten die Haustür öffnete und wie sie zurückfiel in den federnden Hebel des Türschließers. Dann nahm die stille Straße ihn auf; seine Schritte klangen einen Moment auf den Fliesen.

Es schien Griggs, als ob eine schwere und schwüle Ruhe über seinem Zimmer läge.

Er fahnte in die Tasche und zog einen Brief.

Es war eine Vorladung der Ärztekammer.

Herr Bjerte schüttelte höflich ablehnend den Kopf: „Danke, ich bin Temperenzler.“

Griggs lachte. „Glauben Sie mir, Herr Bjerte: der Alkohol ist eine der herrlichsten Einrichtungen der Welt!“

Develund füllte eben behaglich sein Glas. „Ich kann mir vorstellen, daß in der Abstinenz letzten Endes ein raffinierter Genuß liegt. Es gibt ein Genießen der Dinge, das sich mit der Vorstellung des Genußes begnügt und das dadurch natürlich reiner und vollendeter ist als die Wirklichkeit: denn so herrlich wie in unserer Phantasie kann kein Glück der Erde sein. Außerdem hat diese Art den Vorteil, daß einem die Reaktion erspart bleibt.“

„Und die Kosten“, sagte Griggs.

„Die gehören auch zur Reaktion. Es ist nicht nur im Essen und Trinken so: mit der Liebe verhält es sich nicht anders. Ich kenne Männer, die sich mit der Einbildung begnügten, eine Frau, die sie anbeten, zu umarmen — und die in dieser Einbildung grenzenlos glücklich sind. Wir alle machen den Fehler, das Maß des Glücks zu tief ausschöpfen zu wollen; jene aber halten sich an die Sublimierung — an den vergeistigten Sinn des Genußes. Das sind die wahren Lebenskünstler.“

„Ich glaube nicht, daß ein junger Mann von Fleisch und Blut sich mit solchen Philosophien über die Liebe hinwegtäuschen wird.“

„Es gibt mehr solcher Menschen, als Sie annehmen. Und ich habe sogar den Eindruck, daß diese Auffassung an Boden gewinnt. Nicht wahr, Herr Bjerte?“

„So kompliziert sind meine Gedankengänge nicht“, sagte der Ingenieur topfschüttelnd. „Außerdem bin ich verheiratet. Und was den Alkohol betrifft, so habe ich ihn mir deshalb abgewöhnt, weil ich sofort über die Schnur schlage, wenn ich einmal damit anfangen. Mein Beruf aber erfordert sichere Hand und ruhiges Auge — da muß ich eben wissen, wofür ich mich zu entscheiden habe.“

„Dafür haben Sie allerdings einen herrlichen Ersatz in Ihrem Beruf selbst“, sagte Griggs. „Wissen Sie, daß ich Sie fast beneide? Sie stehen mitten drin in diesen Dingen, die die interessantesten sind, die man sich denken kann. Sie belauschen den Pulsschlag der Welt; jenes reizvolle Werden der Dinge, das nur der schöpferische Mensch kennt, vollzieht sich vor Ihren Augen.“

„Na, na“, sagte Develund.

„Das ist nämlich der beneidenswerte Vorsprung“, fuhr Griggs fort, „den Sie von uns Praktikern der Arbeit voraus haben: Sie forschen — wir werden an. Sie grübeln, Sie entdecken, Sie führen — wir bestätigen, wir nutzen aus — wir sind die Nachläufer.“

„Ich darf sagen“ — Herr Bjerte sah wohlgefällig auf seine gepflegten Fingernägel — „ich darf sagen, daß ich mich bis heute in einer Übereinstimmung mit der Akademie befunden habe, die mich glücklich macht. Sie haben von unseren Forscherarbeiten gesprochen. Damit haben Sie ein wahres Wort gesagt. Aber bedenken Sie, wie ungewiß der Weg des Forschenden ist! Er ist nur auf sich selbst angewiesen, und der Schluß, den er zieht, kann ebensogut ein Fehlschluß sein wie das Gegenteil. Da heißt es freilich: Vorsicht. Denn hat man einmal von der akademischen Wissenschaft das Zeugnis eines Phantasten weg, dann ist es natürlich aus.“

„Wirklich?“

„Ich wüßte kaum etwas, was mir furchtbarer wäre. Nur korrektes Denken, langames illusionsloses Vorgehen kann zum Ziel führen.“

„Was nennen Sie das Ziel, Herr Bjerte?“

„Das Ziel“ — ein wenig verwirrt wiederholte Herr Bjerte: „Das Ziel? Nun, natürlich die Anerkennung durch die Wissenschaft. Denn sie ist die letzte und maßgebende Instanz.“

„Sehen Sie das nicht ein wenig zu sehr als Beamter? Die Akademie, von der Sie sprechen, besteht doch schließlich auch nur aus Technikern, die nichts weiter vor Ihnen voraus haben, als daß sie in einer höheren Gehaltsklasse stehen.“

„Sie sind die kompetenten Richter, Herr Griggs.“

„Die Richter — schon. Aber kompetent? Sie scheinen die Geschichte der Wissenschaft nicht sonderlich genau zu kennen. Wissen Sie, was die Pariser Akademie Herrn Edison antwortete, als er ihr seinen Phonographen vorführte?“

„Nein“, sagte Herr Bjerte. „Das weiß ich nicht.“

„Sie antwortete ihm: Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie Schwindler! Glauben Sie, wir werden uns von einem Bauchredner hereinlegen lassen?“

„Das ist allerdings unglaublich.“

„Nun wohl. Sie sehen also, Skepsis ist immer ein Vorzug. Selbst Autoritäten gegenüber.“

„Das waren Ausnahmen, Herr Doktor Griggs.“

„Nein. Ich möchte beinahe sagen: es ist die Regel, daß die Kunst wirklich weltumwälzende Erfindungen ablehnt — und daß sie die wirklich großen Erfinder mit Hohn überschüttet. Wissen Sie, daß man Papin und Fulton, die Pioniere des Dampfschiffs, in einem wissenschaftlichen Gutachten für verrückt erklärte, weil sie es unternehmen, physikalische Gesetze zu durchbrechen, die als geheiligt und feststehend galten? Ist es Ihnen bekannt, daß Arago, der berühmte Physiker, die Eisenbahn als eine Unmöglichkeit abtat?“

„Wollen Sie nicht doch vielleicht ein Gläschen Schnaps trinken?“ fragte Develund.

Der Ingenieur schüttelte traurig den Kopf.

„Im Jahre 1870 trat ein Kollege von Ihnen, der Ingenieur Riggenbach, mit dem Projekt hervor, eine Bahn auf den Rigi zu führen, die auf gezahnten Schienen laufen sollte. Dieser Plan wurde von den Gutachtern als ein Attentat auf den gesunden Menschenverstand bezeichnet, als eine Verhöhnung der Naturgesetze — das sind die wörtlichen Überschriften der Artikel, ich kann sie Ihnen zeigen. Und im Mai des Jahres 1871 fuhr die Riggenbachsche Zahnradbahn auf den Rigi. Haben Sie einmal von dem Physiker Babinet gehört? Er hat mit mathematischer Genauigkeit nachgewiesen, daß ein Telegraphentabel zwischen Amerika und Europa unmöglich sei. Der Physiker Wogendorff hat nicht nur den Erfinder des Telephons, Philipp Reis, als einen Trümmigen bezeichnet — er hat auch Robert Mayer, den Schöpfer der Wärmetheorie, durch sein Gutachten ad absurdum geführt. Wollen Sie mehr? Die Königliche Akademie in London hat die Bligableiteridee Franklins als baren Unsinn abgelehnt; Lacoussier hat haarscharf nachgewiesen, daß es keine Meteorfälle gäbe. Und das alles waren Stützen der Wissenschaft. Und wissen Sie, was Flammarion, der berühmte Camille Flammarion, gesagt hat?“

„Nein“, sagte Herr Bjerte mit dumpfer Stimme. „Aber ich möchte doch vielleicht einmal . . .“

„Ich habe schon eingeschenkt“, nickte Develund.

Herr Bjerte trank das Glas langsam aus mit jenem halb andächtigen, halb entsetzten Gesicht, das der Temperenzler dem Alkohol schuldig zu sein glaubt.

„Darf ich . . .“

Bjerte schüttelte den Kopf: „Am Gottes willen. Ich schäme mich so schon. Und nun gar ein zweites Glas!“

„Die Sünde ist dieselbe, Herr Bjerte.“

Der Ingenieur lachte. „Ich kann Ihnen aber auch ebensogut von Fällen erzählen, in denen die Akademie oder, um mit Ihnen zu reden, die Kunst tatsächlich . . .“

Beunruhigt zog Develund die Repetieruhr, deren feines Klingen

die Rede des Herrn Bjerte störte. „Es ist wahrhaftig halb neun. Wie doch die Zeit vergeht, wenn man sie in der Gesellschaft eines so angenehmen Mäulerers wie des Herrn Bjerte zubringt!“

„Da hatten wir zum Beispiel vor zwei Jahren“, begann Herr Bjerte, „einen Fall, der Sie interessieren wird. Kommt da eines Tages ein gewisser . . . ein gewisser . . .“

„Wann essen Sie gewöhnlich zur Nacht?“ erkundigte sich Develund interessiert.

„Jetzt weiß ich: Hansen hieß er.“

„Aha, Hansen.“

„Er zeigte mir da ein ganz seltsames Element: Praseodym. Das heißt, es kann auch Neodym gewesen sein, die beiden verwechselte ich nämlich immer.“

„Sie haben Ihr Glas nicht ganz ausgetrunken.“

„Nanu? Ich glaubte doch . . .“

„Sehen Sie nur genau hin.“

„Wahrhaftig, Sie haben recht. Sehen Sie, das kommt, wenn man sich nichts aus dem Alkohol macht. Na Prost!“

„Also ein Stück Neodym.“

„Deren Sie sich auch nicht? Man verwechselt es sehr leicht mit . . .“

„Stimmt“, bestätigte Herr Bjerte erfreut. „Ist Ihnen das auch schon passiert? Man verwechselt es so leicht mit . . . mit . . . ach was, das ist ja ganz egal!“

„Wollen Sie nicht mal diesen Whisky versuchen?“

„Wo denken Sie hin! Also dieser Hansen kommt doch da eines Tages zu mir und zeigt mir . . .“

„Prost, Herr Bjerte!“

„Aber ich habe doch ausdrücklich gesagt . . .“

„Verzeihen Sie. Sie hatten den Wunsch geäußert, diesen Whisky . . .“

„Ausgeschlossen. Oder, sagen Sie mal, habe ich das wirklich . . .?“

„Gewiß, Herr Bjerte! Ihr Wohl!“

„Mein Gott — wissen Sie, das erinnert mich an diesen Herrn Hansen mit dem Neo . . . mit dem Praseo . . . mit dem . . . Prost!“

„Ihr Wohl, Herr Hansen . . . Verzeihung, Herr . . .“

„Neodym!“ sagte Herr Bjerte. „Ach Unsinn, ich wollte natürlich sagen: Pra . . . Pra . . .“

„Prost!“

„Also dieser Hansen . . .“

„Sagen Sie mal . . . ist das solch Blonder?“

„Stimmt!“ schrie Bjerte entzückt.

„Dann kenne ich ihn.“

„Wie alt?“

„Vergessen Sie Ihre Gläser nicht, meine Herren“, sagte Griggs. Herr Bjerte ergriff kummervollen Gesichts das Glas. „Meine Frau entzieht mir den Hausschlüssel“, sagte er dumpf. „Zur Gesundheit!“

Doktor Griggs lauschte auf die Schritte der beiden, die in der stillen Straße verhallten. Die regenfeuchte Nacht strich herein in langen, müden Wellen. Sie erfüllte den Raum mit herrlicher, vorbeisungsvoller Weite, und ihre dunklen Flügel rauchten den Rhythmus des fernen Ozeans.

In Norman Griggs wurde es ganz still. Das letzte Echo war verklungen, verweht, zerronnen im schrankenlosen Raum der nächtlichen Stadt, und alle Schmerzen und Eitelkeiten der Menschen waren versunken in den Schlaf der Mitternacht. Vom Sund her tönte, kaum vernehmbar, das Nebelhorn eines fernen Schiffs; der Klang schien eins zu werden mit den dunklen Tiefen, aus denen er kam, in die er klagend zurückfiel.

Kein Stern war zu sehen. Nur ein schwacher rötlicher Reflex spiegelte fernes Licht. Nichts war vernehmbar in der Stille der Nacht, nur ein seltsam regelmäßiges Rauschen, das nicht dem Gehör, das dem Gefühl zuschloß.

Der Pulsschlag der Zeit, dachte Griggs. Oder ist es das Singen meines Blutes?

Ein Windstoß segte herein; lustig stob Asche über den Tisch, die Flamme des Rauchleuchters flackerte auf.

Griggs ging ans Fenster und schloß es. Er lehnte die Stirn an das kalte Glas und blickte in das Dunkel hinaus. Nichts war zu erkennen. Das tat ihm wohl.

Plötzlich ging laut und scharf der Melder der Radiostation.

Er zuckte zusammen und sah sich wie hilflos um. Dann mußte er fast lächeln über sich selbst.

Er drehte den Griff, der das Projektionsband des Aufnahmeapparats bediente.

Nein. Er mußte sehen. Das Festhalten des Gesehenen kam in zweiter Linie. Fast hätte er aufgelaht: das Festhalten des Gesehenen! Wie kam er zu der vermessenen Hoffnung, es werde etwas zu sehen geben? Etwas festzuhalten?

Er schaltete die Anodenbatterie ein und drehte den Kontakt des Akkumulators. Die Audionröhren leuchteten auf.

Er nahm den Hörer. Kreisende Zeichen begannen auf der Membrane zu schwingen.

Der Ruf aus dem Aether . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Neuß als Hüterin der Westmark

Von Dr. Gerhard Kallen, Neuß

450 Jahre sind verflossen seit dem Tage, an dem Karl der Kühne sich gezwungen sah, nach einer elfmonatigen ergebnislosen Belagerung seine Truppen von den Mauern von Neuß und aus dem Erzstift Köln wegzuführen. Darum rüstet sich die Stadt Neuß in diesem Jahre zu einem besonderen Jubiläum.

Durch den Erzbischof von Köln, Ruprecht von der Pfalz wider die auffälligen Stände des Erzstifts herbeigerufen, ergriff der Herzog von Burgund die dargebotene Gelegenheit, sich in deutsche Verhältnisse einzumischen, mit Freuden. Er hoffte dabei sein Gebiet um rheinische Länder zu vergrößern und so das burgundische Reich, das sich zwischen Frankreich und Deutschland zu einem achtungsgebietenden Mittelstaat entwickelt hatte, nach Osten hin abzurunden. Rhein und Maas sollten burgundische Ströme werden.

Zwar mußte er mit der Feindschaft Frankreichs und des deutschen Kaisers als der bedrohten Mächte rechnen. Aber gestützt auf sein vortreffliches Heer, die englische Hilfe und seine südeuropäischen Beziehungen, die nach Spanien und Italien hineinreichten, scheute er vor dem Eroberungskrieg nicht zurück.

Seine Aussichten schienen um so günstiger, als Ludwig XI. von Frankreich zauderte, in den Kampf einzugreifen und dem deutschen Kaiser eine nachdrückliche Bekämpfung des Burgunderherzogs fern lag. Jahre hindurch hatte sich Friedrich III. vielmehr um seine Freundschaft beworben. Noch 1473 fand in Trier eine Zusammenkunft statt, auf der die Erhebung Karls zum König und die Verlobung seiner einzigen Tochter Maria mit Maximilian, dem Erben der habsburgischen Hausmacht, zur Beratung standen. Freilich, die Verhandlungen wurden ohne Ergebnis abgebrochen. Aber Friedrich behielt sein Ziel im Auge.

Als der Herzog von Burgund im Juli 1474 in das Erzstift Köln einfiel, stand die dem Erzbischof feindlich gesinnte Kapitelspartei der burgundischen Übermacht gegenüber allein da.

Von den am meisten bedrohten Städten Köln und Neuß hatte letzteres den Ansturm des Burgunders zuerst auszuhalten. Eine Aufforderung zu freiwilliger Unterwerfung war von der Stadt stolz abgelehnt worden. Gefaßten Mutes erwartete man hier den Anmarsch des feindlichen Heeres.

Der vom Kapitel bestellte Verweser des Erzstifts, Hermann von Hesse, leitete die Verteidigung der Stadt persönlich. An der Spitze

von 1200 Mann heftiger Hilfstruppen war er im Juli 1474 in die Stadt eingezogen. 500 Mann kölnischer und Bonner Söldner folgten binnen kurzer Zeit nach. Diese kleine Besatzung wetteiferte mit den Bürgern von Neuß um den Preis der Tapferkeit. In 46 Wochen haben sie über 50 Haupttürme Karls tapfer abgewehrt. Seit Weihnachten machte sich außer dem Munitionsmangel eine große Knappheit der Lebensmittel bemerkbar. Im April 1475 war die Lage der Stadt geradezu verzweifelt geworden, weil nunmehr auch die Befestigung nachgab. Bereits hatten die Feinde die Torburgen und ein Stück Mauer niedergelegt.

Daendlich nahte nach monatelangem Zögern das Entsatzheer des Kaisers. Das gab auch denen, die inzwischen mutlos geworden waren, neue Kraft. Auch jetzt wich der Kaiser einer Entscheidungsschlacht aus und verlegte sich statt dessen auf das Verhandeln. Karl verpflichtete sich zum Rückzuge. Friedrich betrat in Begleitung des päpstlichen Legaten, der die Verhandlungen hauptsächlich geführt hatte, die befreite Stadt. Diese erhielt den Lohn für ihre Tapferkeit in einer Reihe kaiserlicher Privilegien, die sie, die kölnische Landstadt, dem Rang nach den Reichsstädten gleichsetzte. Des zum Zeichen trug sie nunmehr statt des erzstiftlichen Kreuzes den kaiserlichen Adler im Wappen.

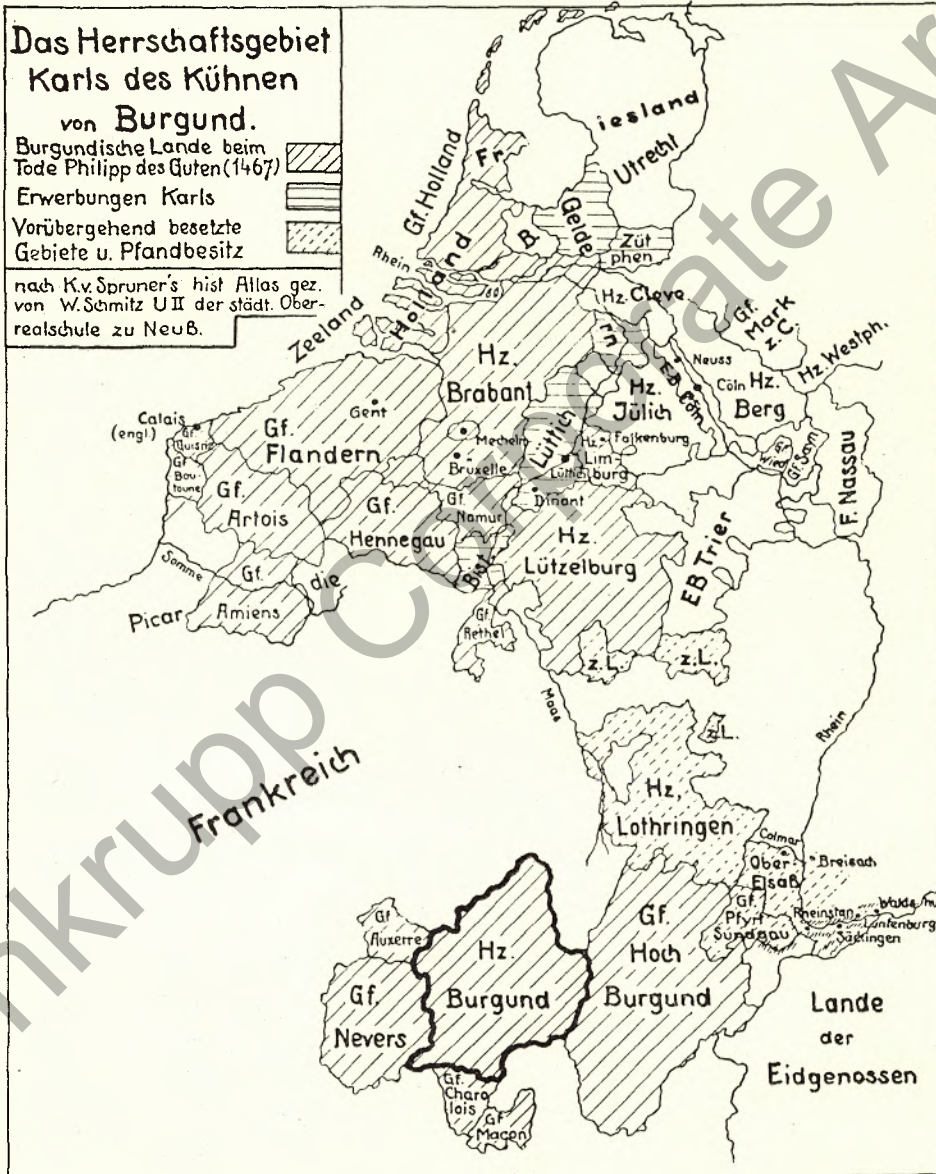
Über die lokale Bedeutung des Ereignisses bedeutet die Abwehr Karls durch die Neusser einen letzten Sieg des städtischen Freiheitsgedankens, wie ihn die Hanse über ein Jahrhundert verkörpert hatte, selbst über den modernen, absolutistischen Staat, wie er durch Karl vertreten wurde.

In der Stellung der europäischen Mächte zueinander führte der Ausgang des Neusser Krieges insofern eine Änderung herbei, als der Neusser Vergleich ein Jahr später die Verlobung von Maria und Maximilian zur Folge hatte. Auf dieser Verbindung beruht die habsburgische Niederlandstellung, die dieser Dynastie das entscheidende Übergewicht in Deutschland gab, und die sie zur europäischen Großmacht erhob. Daran entzündete sich aber der französisch-habsburgische Gegensatz, der fortan auch dem „Kampf um den Rhein“ das Gepräge gab. Man mag darin ein Unglück sehen. Darüber darf man aber nicht vergessen, daß im 15. Jahrhundert dem heldenmütigen Widerstand der Neusser es zu danken ist, daß damals uralte deutsche Lande nicht an den burgundischen, also westfränkischen Kulturkreis verloren gingen.

Das Herrschaftsgebiet Karls des Kühnen von Burgund.

Burgundische Lande beim Tode Philipp des Guten (1467)
Erwerbungen Karls
Vorübergehend besetzte Gebiete u. Pfandbesitz

nach K.v. Spruner's hist. Atlas gez.
von W. Schmitz U II der städt. Oberrealschule zu Neuß.



Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Der Berichtsmonat stand im Zeichen eines der größten unter den lebenden Musikern, obwohl ihm nur zwei Abende gehörten. Denn Richard Strauß hat nicht nur als Schaffender Weltgeltung (seine vielen — größtenteils recht kleinlichen — Feinde beweisen es zur Genüge!), sondern er ist zugleich einer der überragendsten Dirigenten. Er ist in seinen Bewegungen auffallend ruhig und maßvoll geworden, und doch braucht man über Mangel an Temperament nicht zu klagen. Immer wieder flammt es auf. Aber es beunruhigt niemals, weil es so weise gezügelt und beherrscht wird. Wenn der Besuch der Konzerte durch die wirtschaftliche Lage auch stets alles andere als glänzend ist, so muß man doch gerade diesmal lebhaft bedauern, daß so Viele sich selbst

natürliche Sophie — konnte ebenfalls herzlich erfreuen. Räte Esche war in letzter Stunde als Rosentavalier eingesprungen und führte trotz diesen erschwerenden Verhältnissen ihre Rolle zu großer Zufriedenheit durch. Aus der langen Reihe der übrigen Mitwirkenden verdient vor allem noch die imponierende Feldmarschallin von Julie Schühendorf-Koerner genannt zu werden.

Die Mailänder Opernstagione — eine ziemlich wahllos zusammengewürfelte Truppe — war mehrere Abende zu Gast. Naturgemäß brachte sie nur Werke aus ihrem Heimatland zur Aufführung: „Aida“, „Cavalleria rusticana“, „Bajazzo“ und „Barbier von Sevilla“. Obwohl einige der Kräfte ziemlich minderwertig waren, blieb der Gesamteindruck doch recht günstig. Denn die Italiener haben eben eine ganz besondere Art des Gesanges, auf die die nationalen Komponisten stets die gebührende Rücksicht nehmen. Die Aufführungen der Werke von Verdi und Rossini standen auf jeden Fall am höchsten. Das Darstellerische entspricht nur selten unseren Anforderungen; dafür durfte man aber sehr oft in breitesten gesanglichen Linien schwelgen. Die besten unter diesen Künstlern vermochten unbedingt reiche Anregungen zu geben. Die Mühelosigkeit, mit der sie ihre Stimmen behandelten, ist oft wirklich verblüffend.

Zwei neue Operetten — „Der süße Cavalier“ von Leo Fall und „Der Tanz um die Liebe“ von Oskar Straus — gehören wahrlich nicht zu den großen Kunstwerken auf dem Gebiet der heiteren Muse. Doch werden sie flott und frisch wiedergegeben, daß man auf einige Stunden angenehme Unterhaltung hat.

Intendant Dr. Willy Becker — dessen Kontrakt noch bis 1930 laufen würde — ist der ewigen Widerstände, die man ihm von vielen Seiten in den Weg legt, müde und wird zu Beginn der kommenden Spielzeit nach Bremen übersiedeln. Wir verlieren in ihm einen Künstler, dem wir manche feinsinnige Inszenierung zu verdanken haben. Hoffentlich findet die Stadt diesmal als Führer einen recht energischen Mann, der es sich nicht bieten läßt, daß jeder Unberufene in seine künstlerische Arbeit hineinreden will.

Im Konzertsaal gab es die Wiederholung einer vor einigen Jahren schon einmal gebotenen Sinfonie für kleines Orchester und Klavier von Waldemar von Bauhner. Es ist ein edles und vornehmes Werk,



Die Belagerung von Neuß (Nach einem alten Gemälde)

(Zum Aufsatz auf Seite 178)

um eines der stärksten und nachhaltigsten künstlerischen Erlebnisse gebracht haben. Leider setzte sich die Vortragsfolge nur aus einigen der bekanntesten Werke zusammen, aus „Don Juan“, „Seldeneleben“ und „Tod und Verklärung“. Aber wie dieser große Künstler die Werke gestaltete und beleuchtete, das war doch so schön und herrlich, daß man fast glauben konnte, wertvollen Neuheiten gegenüberzustehen. Unser Orchester leistete unter dem hervorragenden Führer geradezu Bewundernswertes. Für solche Gaben gebührt unbedingt heißester Dank! Und welch ein lebensvolles Musizieren bei den Leuten auf der Bühne wie bei denen des Orchesters in der Aufführung des „Rosentavalier“, der am folgenden Abend erklang! Eine ganz ungewohnt natürlich fließende Art der Behandlung des Sprechgesangs, dazu ein Singen und Klingen in den melodischen Linien, ein Schwelgen in Klangschönheit, eine leichtbeschwingte Grazie in den vielen Walzerpartien, daß einem das Herz im Leibe lachte. So anmutig und belebt wirkt diese Art des Musizierens, als wenn das alles völlig mühelos vonstatten ginge. Ein Abend, der große innere Freude bereitete! Großen Anteil hieran hatte auch Leo Schühendorf von der Berliner Staatsoper, der als Ochs von Lerchenau gewonnen war. Er gibt diesem unerschämten Junker einen so ergötlichen Stich des Don Juan vom Lande, daß man diesem feigen Bruder Leichtfuß überhaupt nicht ernstlich zünnen kann. Der von unendlich vielen feinen Einzelzügen belebten Darstellung stand die Gesangkunst ebenbürtig zur Seite. Ausgesprochen vorbildlich war die ganz hervorragend deutliche Aussprache. Elisabeth Friedrich vom Frankfurter Opernhaus — eine entzückend

das nur leider öfter in einen ziemlich schulmeisterlichen Ton verfällt. Wie anders dagegen das empfindungsstarke Klavierkonzert von Max Reger, das aus reifer Spätzeit stammt. Walter Rehberg war dem überaus schwierigen Werk ein recht tüchtiger Anwalt. Von eigenartig feiner Naturstimmung erfüllt ist die sinfonische Dichtung „Römische Brunnen“ des durch deutsche Schulung gegangenen Italiensers Ottorino Respighi, der gerne auf alte technische Mittel zurückgreift und zugleich dennoch ein gesund modern empfindender Künstler ist.

Wenn auch die gewaltige Konzertflut schon ein wenig abgeebbt ist, so gab es doch noch eine ganze Reihe sehr guter Kammermusikabende. Im Immermannbund spielte das ausgezeichnete Wiener Streichquartett außer einem knapp gefassten Werk von Alban Berg das D-Moll-Quartett aus der Frühzeit Arnold Schönbergs, das so herrlich gestaltet ist, daß man es schon fast als klassisch empfinden kann. Eigenartig, daß um ein so ruhig und sicher aufgebautes Werk vor wenigen Jahren noch heftige Kämpfe entbrennen konnten. Willy Werth und Antonio Tusa — zwei Künstler, deren verschiedenartig gerichtetes Temperament sich nicht zu rechter Einheit verschmelzen will — spielten Sonaten für Klavier und Violoncello von Brahms und Reger. Die Variationen und Fuge über ein Thema von Robert Schumann von Alois Haba gehören zu den frühesten Werken dieses begabten Komponisten, zeigen ihn aber nicht gerade von einer sonderlich glücklichen Seite. Nach längerer Schaffenspause, die wohl innerlich bedingt war, trat der einheimische Hans Ebert zum ersten Male wieder mit Kammermusikwerken an die

Öffentlichkeit. Seine Neigung zu den fremdbartigen Wirkungen der Erotik hat er noch immer nicht völlig aufgegeben, im übrigen ist er dagegen ziemlich radikal modern geworden. Es ist ein Vorstoß auf bisher von ihm nicht beschrittenem Boden, und man könnte bei einmaligem Hören fast mit Sicherheit angeben, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Sätze entstanden sind. Einer Sonate für Solo-Cello fehlt die innere Geschlossenheit des melodischen Aufbaus. Auch einige Lieder wagen nicht allzu schwer. Ein Bläserquintett läßt oft stark den ersten Versuch auf unbekanntem Gebiet vermuten. Die Krone aber gebührt unstreitig dem langsamen Satz des neuen Streichquartetts. Hier ist starker und ausgesprochen persönlicher Gesang. Wenn man auch überall noch den Ringenden merkt, so fühlt man doch die starke Begabung und den ernstesten Schaffensdrang, so daß die weitere Entwicklung des Komponisten mit Interesse verfolgt werden darf.

Weil nun einmal Frühling ist (trotz des mehr wie Spätherbst anmutenden Wetters), luden die Mitglieder des Opernchors und des Balletts der städtischen Bühnen zu einem Frühlingsfest in sämtlichen Sälen des Zoo ein. Die Räume waren sehr hübsch geschmückt; es gab allerlei Überraschungen, und so war das Zusammensein mit dem heiteren Künstlervölkchen sehr nett.

Dreisitättheater Oberhausen — Hamborn — Gladbeck. Aufführung: Im Schatten Alexanders. Ein indisches Spiel von H. Teschner. Dieses „Spiel“ will eigentlich eine Tragödie sein. Wir werden ins Wunderland Indien veretzt an den Ghyphasfluß, wo das Widerstreben des Heeres den gewaltigen Plänen Alexanders Halt gebot. Die Persönlichkeit des großen Mazedonierkönigs, die Zeit und das geheimnisvoll Wunderbare der Gegend mit ihren Menschen bieten genug des Reizvollen und können Phantasie und Schaffensdrang eines Dichters verlocken, all diesem Gestalt und Leben zu geben. Vertreter des Brahmanismus mit seinen hohen sittlichen Anforderungen, die restlos zu verstehen uns ebenso schwer fällt (wenn nicht ganz unmöglich ist) wie den Griechen der damaligen Zeit, werden mit solchen griechischer Kultur und Sitte aus dem Zeitalter des Aristoteles nebeneinander- und gegenübergestellt. Ein philosophisch geschulter Athener, trotz Lagerlebens und Kriegszüge fein empfindend geblieben, hat als Mit- und Gegenspieler einen rauhen Sinnen- und Triebmenschen, einen Thebaner, einen Böotier, denen man im Altertum Plumpheit und Unbildung nachsagte. Viel Stoff für eine historische Erzählung, die sicherlich eindrucksvoll und nachhaltig wirken könnte, Stoff, der auch in der Form eines Dramas fesselt, wenn der Ablauf der Handlung hinreichend motiviert, psychologisch glaubhaft und einwandfrei, wenn die Folge von Ursache und Wirkung zwingend ist. Das aber wird in Teschners Spiel vermisst. Dazu gesellen sich Theaterpathos, unnatürlich starkes Zuspitzen von aufdringlichen Affekteinselheiten, eine Häufung billiger, hertömmlicher Mittel.

Die Charakterschilderung der Fürstin Sita ist eine psychologische Unmöglichkeit. Sie schuldet ihrem Manne, der über einen fast unglaublichen Edelmut verfügt, größte Achtung und Dankbarkeit. Trotzdem bricht sie ihm die Treue, ohne sich dabei irgendeiner

Schuld bewußt zu werden. Sie ist eben „naiv“. Von ihrer Vertrauten wird sie eindringlich und ernstlich gewarnt; sie steht, wie ihr Geliebter, der kriegsgefangene Athener aus dem Heere Alexanders (der Athener war von dem indischen Fürsten sofort nach seiner Einlieferung zum Freund und Beschützer Sitas ernannt worden), den schlimmsten Gewissensqualen verfallen, weil er dem fürstlichen Freund die gelobte Treue gebrochen; sie erlebt den Seelenschmerz ihres aus der Schlacht heimkehrenden Gatten, der nicht nur an dem Kummer über die



Karl der Bühne (Nach einem alten Gemälde)

Zum Aufsatz auf Seite 178

verlorene Herrschaft, sondern besonders an der furchtbaren Enttäuschung über den Treubruch der Frau und des Freundes den Tod findet. Aber nichts vermag in ihr das Gefühl wachzurufen, daß sie Schuld auf sich geladen, daß sie schlecht gehandelt hat. Und als Motivierung dieses unmöglichen und stark psychopathisch anmutenden Verhaltens soll eine auf der Tatsache ihrer Jungfräulichkeit beruhende unberührte, diamantklare, unschuldsvolle Naivität ausreichen!?

So ist auch zum Schluß der Wechsel in der Gesinnung des Atheners Euphron nicht genügend vorbereitet und zu plötzlich, er entbehrt der tieferen Begründung und damit der Wahrscheinlichkeit. Die Person dies aus erster Ehe stammenden Fürstensohnes Vana ist für den Verlauf der Handlung unnötig. Sie ist so wenig scharf umrissen und klar gezeichnet, daß die Notwendigkeit dieser Rolle überhaupt nicht wahrscheinlich wird.

Die Darsteller gaben sich Mühe. Für Regie und Bildentwürfe zeichnete Hans Reinhardt, für die Kostümentwürfe Hub. Hanne-mann. Beide bewiesen sachverständiges und künstlerisches Wollen und Können.

Lehars Operette „Die lustige Witwe“, mit welcher der äußerlich so glänzende Aufstieg der neuen Wiener Operette anhebt, findet auch heute noch den Beifall des großen Publikums. Die Aufführungen unter der Regie des Intendanten Grunwald legten Zeugnis ab von einer Regiekunst, die uneingeschränkte Anerkennung verdient. Der Ablauf der Vorstellung ließ deutlich erkennen, daß ein energischer Wille, ein organisatorisches Talent über allen Darstellern waltete. Die Hauptrollen lagen in den Händen der besten Spieler. Lissy Niemyz' Verkörperung der lustigen Witwe war in Spiel, Gesang und Vortrag die beste und eindrucksvollste unter ihren bisherigen Leistungen.

Die Aufführung von Karl Zellers „Vogelhändler“, dem üblichen Repertoirestück aller Operettenbühnen, mit seinem stark sentimentalen Einschlag und einem Libretto ohne jede Durchschlags-



Hermann von Hessen
Fensterbild im Kölner Dom

Zum Aufsatz auf Seite 178

kraft, gab Paul Siebert erneut Gelegenheit, sich als einen geschickten Spielleiter zu zeigen. Paul Hellmuth Schügler in der Titelrolle verkörperte außerordentlich ansprechend den Tiroler Naturburschen. Steffi Thaller (Briefschreiber) steht nach Temperament, technischer Treffsicherheit und Geschmeidigkeit auf gleicher Höhe. Bei beiden hat man stets die Empfindung, als ob ihre launigen und scherzhaften Einfälle, die mit einer köstlichen Frische herauskommen und deren man bei ihnen niemals überdrüssig wird, nicht auf einer peinlich genauen Vorbereitung, sondern auf plötzlichen Anwandlungen beruhen. Otto Hasse hatte bei den Aufführungen in Raumaufteilung, Bühnenbildern und Kostümen den passenden und charakteristischen Ton gefunden. Ein großer Teil des sehr lebhaften Beifalles darf für den Dirigenten Fritz Schulze und sein Orchester gebucht werden.

Ks.

Dortmund. Im hiesigen Konzertleben war es in letzter Zeit etwas stiller. Man hörte zwei Sinfoniekonzerte. Das erste besetzte die zweite Leonoren-Ouvertüre von Beethoven und Bruckners gewaltige achte Sinfonie in C-Moll. — Das zweite bot die dritte Sinfonie von Beethoven, die „Eroica“, sowie auch die erste und zweite. Es war der Auftakt zu einem Beethoven-Zyklus des städtischen Orchesters. Wilhelm Sieben hatte sämtliche Werke plastisch und lebendig herausgearbeitet.

Der Dortmunder Musikverein führte Bachs „Matthäus-Passion“ auf. Die Veranstaltung konnte nicht ganz befriedigen. Sieben nahm vor allem in den ersten Teilen die Tempi größtenteils zu schnell. Auch die solistischen Darbietungen waren nicht sehr ansprechend, während sich Chor und Orchester glänzend hielten.

Sehr zahlreich waren die Kirchenkonzerte. So trat der hiesige „Bachverein“ mit einer wohl gelungenen Passionsmusik hervor, die ebenfalls im Zeichen Bachs stand. Man hörte von ihm „Präludium“, „Adagio“ für Orgel und Cello, die Arie „Mache dich mein Herz rein“ und den Chor „Wir setzen uns mit Tränen nieder“. Weiter gab es „Gethsemane und Golgatha“ von Malling und „Jesu Abendmahl mit seinen Jüngern“. Um die abgerundete Ausführung machten sich der Chor unter Max Galle, Karl Holtschneider (Orgel), Kurt Fintgarden (Baß) und L. Hirth (Cello) verdient. — Das 18. Orgelkonzert, das Gerard Bunt in der Petritirche veranstaltete, betonte ebenfalls den Gedanken der Passionswoche. Der Wittener Chor für Kirchenmusik trug unter Leitung Erich Näschers Werke von Schreck, Ruhnau und Perez mit ausgezeichnete stimmföhrner Wirkung vor. Gerard Bunt spielte fesselnd und prächtig gestaltend Bachsche Variationen, das A-Moll-Konzert des großen Meisters und die nur selten gehörte sechsstimmige Fuge über das Thema Friedrichs des Großen, das ihm der König bei seinem Besuch in Potsdam aufgab („Musikalisches Opfer“). — Einen starken künstlerischen Erfolg hatte weiter ein Konzert in der Reinoldikirche. Amalie Merz-Tunner (München) sang Arien von Bach und Mendelssohn sowie einige Lieder von Hugo Wolf. Paul van Kempen (Dortmund) war in den beiden Arien von Bach ein sicherer Violinbegleiter. Er spielte weiter großzügig und abgeklärt die D-Dur-Violinsonate von Händel. Musikdirektor Heinrich Boell (Köln) machte sich um die Begleitung verdient und wußte mit der Fantasie und Fuge von Bach als Einleitung stark zu packen. — Die 65. Kirchenmusik in St. Marien brachte einen Georg-Friedrich-Händel-Abend. Man hörte die beiden Konzerte Nr. 1 und 3 (beide in G-Moll) für Orgel und Orchester. Neu dabei war, daß die Orchesterstimmen von Dr. Friedrich Schnapp, einem Schüler Busonis, auf das Klavier übertragen waren. Es ergaben sich stellenweise überraschende Klänge. Am Flügel saß Dr. Schnapp, an der Orgel Felix Schröder. Als Solisten wirkte Margarete Reitemeyer, die mit silberklarem, biegsamem Sopran drei Arien spendete, feinfühlig begleitet von J. Walter (Geige), der zudem noch die Sonate in D-Dur für Violine und Orchester spielte.

Weiter gab es einen Sonaten-Abend, zu dem der „Philharmonische Verein“ Prof. Paul Grümmer (Cello) und Paula Stebel (Klavier) gewonnen hatte. Beide boten in feinst abgetöntem Zusammenspiel und klarem Aufbau Philipp Emanuel Bachs Konzert für Cello und Klavier in A-Moll, Beethovens Cello-Sonate, op. 102, Nr. 2, in D-Dur und Max Regers Sonate op. 116, in A-Moll.

Der Madrigalchor bewies sein großes Können, das sich durch stillere, empfindungsreiche Art des Kunstchorgesanges auszeichnet, aufs neue an älteren kirchlichen und moderneren, meist schlichten Weisen. Solistisch betätigten sich dabei Gerard Bunt (Klavier) und Konzertmeister Heinz Schmidt-Reinecke (Geige) mit großem Erfolge.

Einkonzerte gaben Heinrich Schlusnus und der Lauten- fänger Sepp Summer.

Fritz Reuter.

— Aus Anlaß der stillen Woche kam das Bühnenweihfestspiel „Parsival“ in Neueinstudierung heraus. Wagner trönte damit sein Schaffen durch ein Werk, das infolge seines religiös-ethischen Charakters eine Sonderstellung einnimmt und seine Ideen vom Musikdrama zweifellos am tiefsten und eindrucksvollsten zur Dar-

stellung bringt. Ursprünglich nur den Bayreuther Festspielen vorbehalten, ist der „Parsival“ nunmehr Gemeingut geworden. So sehr diese Freigabe im allgemeinen Interesse zu begrüßen ist, sind doch vom rein künstlerischen Standpunkte Zweifel an der Richtigkeit dieser „Profanierung“, wie man es zu nennen beliebt, wohl zu verstehen. Hier spielte das Werk in dem Rahmen, den ihm Wilbermann schon vor Jahren gegeben und den wir heute so wenig glücklich fanden wie damals. Es gibt Dinge, die mit Raum und Zeit ihres Geschehens so eng verwachsen sind, daß sie sich aus diesen nicht herauslösen lassen, ohne an Wirkung erheblich einzubüßen. Wolfram leitete die Aufführung mit feinem Verständnis für die Eigenart dieser Wagnerschen Schöpfung. Den „Parsival“ selbst gestaltete Günther-Braun aus sicherem Gefühl für das Wesen dieses Knaben, der, zum Manne werdend, die Geschichte des heiligen Grals bestimmt. Den Höhepunkt erreichte die Aufführung in der Gralszene mit den überirdischen Klängen des wie auf Seraphschwingen getragenen Gralsmotivs. Der Knabenchor von der Höhe des Schnürbodens klang wie Engelsstimmen. Das zahlreiche Publikum nahm das Festspiel mit starker innerer Anteilnahme hin.

Die mit großem Pomp angekündigte Opernstagione aus Mailand ist auch bei uns zu Gast gewesen. Die gleiche Erscheinung, die aus anderen Städten gemeldet wurde, auch hier: begeisterte Zustimmung des breiten Publikums. Es hat sich auch in der neuen Zeit an der Eigenart des Durchschnittsdeutschen, alles, was aus dem Auslande komme, ohne Befehl beifällig aufzunehmen, nichts geändert. In zwei Verdischen Opern, „Troubadour“ und „Aida“, zeigten die Italiener Leistungen, die an sich respektabel, bei Anlegung eines hohen künstlerischen Maßstabes — wie es bei einer Gesellschaft dieser Herkunft am Plage — jedoch kaum über den Rahmen des bei uns Gebotenen hinausragten, wohl ihn vielfach nicht erreichten. Auch wenn man zugute hielt, daß den Italienern der Gesang alles, das Schauspielerei nur Mittel zum Zweck ist, wurde man den Eindruck starker Unausgeglichenheit nicht los. Neben einigen herausragenden Leuten — ich nenne den Baritonisten Sarobe — gab es eine ganze Reihe recht mittelmäßiger Kräfte. Durchweg alle verfügten über gewaltige Stimmittel, feine italienische Gesangs- kultur war jedoch recht schwach vertreten. Das Schwergewicht des Erfolges fiel auf den Kapellmeister Selvagii.

Leo Blechs komische Oper „Versiegelt“, die nach langer Zeit wieder im Spielplan des Theaters erschien, stammt aus einer Zeit, da in Deutschland für die eigentliche Volksoper kaum ein Talent sich fand. Schon in seinem Urtext von Raupach eine der besten Schilderungen der köstlichen und humorvollen Wiedermeierzeit, erfreut das liebenswürdige Werk auch heute noch durch seine Behaglichkeit und frohe Laune. Blech hat es seinem Lehrer und Freunde Humperdinck gewidmet, und manche Wendung erinnert an diesen durch den typisch familiären, behaglichen Ton. — Die Aufführung traf den Ton dieser Zeit des Reifrocks, der zarten Galanterie und harmlosen Fröhlichkeit ganz vorzüglich. Musikalische und künstlerische Leitung — Wolfram und Camphausen — wetteiferten miteinander, den leichten Fluß der Handlung in Gang zu halten, und sie wurden darin von sämtlichen Mitwirkenden bestens unterstützt. Das ausverkaufte Haus befand sich in gehobener Laune. — Zur Auffüllung des Abends gab es dann erstmalig eine Ballettpantomime „Pierotts Sommernacht“ des Münchener Komponisten Hermann Roedel. Glückliche Erfindung leicht beschwingter Melodien paart sich mit reicher Erfahrung in der Behandlung des Orchesters und blühender Instrumentation. Die tänzerische Ausdeutung durch unsere Ballattmeisterin Ritta Rost war eigenartig, doch reizvoll. Am Pult saß Siegfried Meit.

Statt zweier Librettisten und eines Komponisten, wie es bei den modernen Operetten fast zur Regel geworden, hat man bei der „Bachant“, die jüngst über die Bretter des „Burgwalltheaters“ tollte, die Geschichte mal umgedreht. Aber auch dieser äußeren Umkämpfung ist es nicht gelungen, den großen Wurf zu tun, auf den alle Verehrer der leichtgeschürzten Muse warten. Wie wäre es denn, wenn sich die Leitung mal wieder auf unsere klassische Operette besänne? — Gespielt wurde übrigens recht flott. Roland Miller weiß jeder Neuheit eine persönliche Note zu geben und hatte auch dieses Mal wieder die Sache recht pikant und wirkungsvoll hergerichtet. In der Titelrolle gefiel Lief Reinar durch blendendes Spiel und hübschen Gesang. Hugo Leyendecker hielt Bühne und Orchester in gutem Einvernehmen.

Ruhring.

Der Dortmunder Schauspielplan der letzten Zeit lebte im wesentlichen von Wiederholungen. Hemmend wirkten insbesondere zahlreiche Krankmeldungen der Darsteller und Darstellerinnen.

Das Kammerspielhaus vermittelte uns — wohl zur Vorbereitung auf die überall gespielte „Heilige Johanna“ — Shaws „Candida“, ein Mysterium in drei Akten, das ebenso bezeichnend, vielleicht noch besser als Komödie angesprochen werden könnte. Ein eigenartiger Zauber durchweht dieses geistreiche Stück. Dem Zuhörer geht es wie beim Besuche einer alten, reizvollen Stadt. Immer neue Winkel,

neue überraschende Ausblicke und Schönheiten tun sich auf. Es kommt immer so ganz anders, wie man erwartet. Dazu lagert eine leuchtende Fröhlichkeit über diesem ernst-heiteren Geschehen und mildert die Schroffheiten des liebeseligen Kampfes des schönheits-trunkenen Dichterjünglings um die in fraulicher Süße erblühende Candida, die gültige, treue Lebensgefährtin des ehrenhaften Pastors Morel. Maurenbrechers Spielleitung, die ein glänzendes Zusammenspiel und ein anheimelndes Bühnenbild geschaffen hatte, verstärkte noch den Erfolg dieses Stückes.

Das „große Haus“ brachte in reichsdeutscher Uraufführung das „Viergetier“ von Albert Steffen, ein aus theosophisch-buddhistischen Gedankengängen Steinerscher Prägung erwachsenes Drama, in sorgfamer Wiedergabe und reichem bildnerischen Aufwand heraus. Das „Viergetier“ von Löwe, Adler, Stier und Schlange ist die symbolhafte Verkörperung der wilden Triebe, die im Menschen mit den geistig-seelischen Kräften im Kampfe liegen. In dem Ingenieur Großmann, einer hemmungslosen Verbrechernatur, und in Christine, die sich in verzücktem Schauen zu einer Heiligen erhebt, sind diese gegensätzlichen Welten Mensch geworden. Sie ringen erbittert, fast hoffnungslos miteinander, bis der unzerstörbare Erlösungswille Christinens die Seele des Selbstmörders doch noch mit seiner Liebestraft durchdringt und sie bei ihrer Wiedergeburt für Christi Gefolgschaft rettet.

Das Ziel, das dem Dichter vorschwebte, die dramatische Verschmelzung nacktester Wirklichkeit mit seelisch-geistigen Vorgängen, ist nicht ganz erreicht, wenngleich eine Reihe geistesgeschauter Bilder sich zu künstlerischer Wahrheit und Eindringlichkeit formen. Die Anhäufung des Symbolhaften sowie die endlosen Selbstgespräche, die voll sprachlichen Wohlklangs sind, aber durch ihren aufdringlichen Predigerton ermüden, lockern das dramatische Gefüge und tun dem Drama Abbruch. Der Beifall zahlreicher Freunde des Dichters war außerordentlich stark, zum Teil galt er der durchgefeilten Spielleitung Dr. Himmighoffens und den prächtigen, Licht und Farbe verströmenden Bühnenbildern Wildermanns.

Dr. Risse.

Georges Bizet

Zum Gedächtnis seines fünfzigsten Todestages (3. Juni 1875)

Von Carl Heinen

Das Opernschaffen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird von drei Namen beherrscht: von Richard Wagner, Giuseppe Verdi und Georges Bizet. Auf den durch den Geist der Zeit verwandten Zug einiger ihrer wichtigsten Werke kann hier ebensovien eingegangen werden, wie auf alles, was sie auf Grund ihrer Rasseigenschaften trennte. Während aber den beiden zuerst genannten Künstlern nach langen schweren Kämpfen ein erfolggekrönter Lebensabend beschieden war, raffte den dritten schon früh, ehe er alle Mißverständnisse gegenüber seinen Werken hätte überwinden können, ein grausamer Tod dahin.

Er wurde am 25. Oktober 1838 zu Paris geboren. Durch sein großes Können errang der Studierende Preis über Preis. Die glücklichste Zeit seines Lebens war der mehrjährige Studienaufenthalt in Italien als Gewinner des Rompreises. Die Auslese an musikalischen Werken aus jenen Tagen ist nicht sonderlich groß. Doch war sein reger Geist bestrebt, eine vielseitige und umfassende Bildung zu erwerben, die später ganz besonders dem Opernkomponisten zustatten kommen sollte. Sein höchster Wunsch aber war, durch einige große Opernerfolge wirtschaftlich so unabhängig zu werden, daß er sich ganz dem sinfonischen Schaffen hätte zuwenden können. Doch dieser Traum wurde wie fast alle anderen zunichte.

Obwohl er ein hervorragender Pianist war, hatte er doch wenig Neigung, sich öffentlich zu betätigen. Da er auch zum Unterrichten keine Lust verspürte, mußte er mit Bearbeitungen sein Dasein fristen. Einige Opern blieben unausgeführt, bis der Fünfundzwanzigjährige mit der Oper „Die Perlenfischer“ zum erstenmal auf die Bretter, die die Welt bedeuten, gelangen sollte. Bereits hier taucht eine ganze Reihe von Wendungen auf, die für den Meister einer realistischen Erotik charakteristisch sind. Kein Geringerer als Hector Berlioz urteilte über dieses Werk: „Die Partitur der ‚Perlenfischer‘ macht Bizet die größte Ehre.“ Aber der unfreiwillig komische Schluß des ersten Werkes stand einem dauernden Erfolg feindlich im Wege.

Trotz des ungeheuren Aufstiegs der Entwicklung sollte es keinem der folgenden Werke besser ergehen. So stellte die einaktige „Djamileh“ die vorwiegend für leichte Unterhaltungskunst empfänglichen Pariser vor ungewohnt schwierige Aufgaben, indem der Stoff statt der beliebten äußerlichen Sensationshascherei seelische Wirkung erstrebte. Und auch die Musik wagte Kühnheiten, die weit über das gewohnte Maß hinausgingen. Eine fremdartig zauberhafte Welt blüht in diesem einzigartigen

Deutsches Museum in München. Anschließend an unsere Besprechung im letzten Heft (Nr. 2, Mai) weisen wir ferner darauf hin, daß wir bereits im ersten Jahrgang, 11. Heft 1921, unserer Zeitschrift aus der Feder des Dir. F. Dannemann das ursprüngliche Deutsche Museum mit Abbildungen beschrieben haben. Die Einweihung des neuen riesigen Prachtbaues am 7. Mai gestaltete sich zu einem historischen Vorgang, der in der Geistesgeschichte des deutschen Volkes dauernd mit goldenen Buchstaben verzeichnet sein wird; leider können wir über die Fülle der Erscheinungen nur kurz berichten. Der feierliche Hauptakt fand unter Teilnahme einer großen Anzahl der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Länder Deutschlands, aus allen Zweigen des öffentlichen Lebens als Ehrengäste statt, unter denen sich auch Ausländer befanden. Die lange Reihe der Begrüßungsansprachen eröffnete der erste Bürgermeister von München, Scharnagl. An besonderen Ehrungen für v. Miller, den Begründer des Museums, fehlte es nicht. Die Stadt München überreichte ihm ihre höchste Auszeichnung, die in die Büste des heil. Benno eingefügte goldene Ehrenmedaille der Stadt; der Staat Bayern einen kostbar ausgeführten Ehrenring; ferner erhielt er die goldene Nathenau-Medaille und das vom Reichspatentamt herausgegebene Buch „Verklungene Meisterpatente“. Außerdem überreichte die Reichsregierung den Betrag von 100 000 Mark als Grundstock für den „Oskar-von-Miller-Stipendienfonds“. — Außerdem fand eine Besichtigung des Museums unter des Altmeisters Führung durch 200 Presseleute aus allen Weltgegenden statt. Ungezählte Scharen von Menschen füllten die Straßen, als der künstlerisch ausgeführte Festzug durch München zog, der in Wagen und Gruppen die Wunderwerke veranschaulichte, die tatsächlich dort zu sehen sind: die Wagen stellten dar: Elektrizität, Farbe, Münchener Kaufmannschaft, Verkehr, Textilien, Maschinenbau, die Elemente, Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe, Wagen der Stadt München. Die Feierlichkeiten wurden beschlossen durch ein Festmahl in der neuerbauten Halle für Luftfahrt der Deutschen Verkehrsausstellung. An diesem Mahl nahmen ungefähr 2500 Festgäste aus der ganzen Welt teil.

Werk auf, und ein Wiederbelebungsversuch würde sehr lohnend sein. Etwa der gleichen Zeit entstammt eines der wenigen Orchesterwerke: die herrliche — mittlerweile fast völlig in Vergessenheit geratene — „Roma“-Suite. Die Musik zu Alphonse Daudets lyrischem Drama „Die Arlesierin“ hat heute bei uns wenigstens noch im Konzertsaal Heimatrecht durch die beiden wunderschönen Suiten, von denen allerdings nur die erste von Bizet selbst eingerichtet wurde. Sowohl aus diesem als auch aus andern Werken sind nachträglich Bruchstücke in „Carmen“ hineingeschmuggelt worden. Aber stets das gleiche tragische Geschick: nach wenigen Aufführungen verschwanden die herrlichen Werke wieder bis nach dem Tode ihres Schöpfers. Eines der liebenswürdigsten Werke für das häusliche Musizieren muß noch gedacht werden, der kleinen Stücke für Klavier zu vier Händen: „Kinderspiele“. Sie sind wahre und echte Frohsinnpendler und können nicht herzlich genug empfohlen werden. Einige dieser entzückenden Sätze hat der Komponist auch für Orchester bearbeitet.

Wir nähern uns dem tragischen Ausklang seines Lebens. Der Tod erlöste ihn am 3. Juni 1875 von einem tödlichen Halsleiden, wenige Wochen, nachdem in Paris sein unsterbliches Meisterwerk „Carmen“ ziemlich glatt abgelehnt worden war. Erst vom Auslande her — nicht zuletzt von Deutschland aus — sollte es den Weg zurück zur Heimat finden. Es würde zu weit führen, auf dies bekannte und mit Recht geliebte Werk hier des näheren einzugehen. Doch darf eines nicht verschwiegen werden: Während in Frankreich manche Stimmen gegen den „Wagner-Nachbeter“ laut wurden, spielte ihn Friedrich Nietzsche bei seiner Abkehr von Wagner gegen den großen Bayreuther aus. Wieviel feinstes Verständnis er für die Art des Urmusikanten hatte, mögen folgende Sätze bezeugen: „Ich hörte gestern zum zwanzigsten Male Bizets Meisterstück. Ich harrete wieder mit einer sanften Andacht aus, ich lief wieder nicht davon. Dieser Sieg über meine Ungeduld überrascht mich. Wie ein solches Werk vervollkommen! Man wird selbst dabei zum ‚Meisterstück‘. Diese Musik scheint mir vollkommen. Sie kommt leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig. Sie ist reich.“ „Carmen“, dies in seiner Art unübertreffliche Werk in der eigenartigen Mischung von Anmut und Tragik, läßt immer wieder bedauern, daß sein Schöpfer in der Blüte der Lebens- und Schaffenskraft dahingerafft wurde. Und vielleicht sichert gerade dieses traurige Schicksal dem herrlichen Werk in besonderem Maße unsere Liebe!

Jagdausstellung. Zur Tausendjahrfeier findet in Düsseldorf von Ende Mai bis Ende Juni eine Jagd- und Fischerei-Ausstellung statt, die ein anschauliches Bild dieses Zweiges menschlicher Tätigkeit vermitteln soll. Es sollen in reicher Auswahl gezeigt werden: Jagdbedeutende, Jagdgeräte und Waffen, darunter Speere, Bogen, Messer, Armbrüste, Schießgewehre usw. aus der Vergangenheit bis zur Gegenwart. In dankenswerter Weise sind von der Staatsregierung (Forstverwaltung) und von verschiedenen Museen hervorragende schöne Stücke überlassen worden, so vom Germanischen Museum in Nürnberg, Fränkischen Leutpoldmuseum in Würzburg, Nationalmuseum in München, Residenzmuseum in Stuttgart sowie aus kleineren Museen aus Städten, Schlössern und von Privaten, deren Aufzählung der Katalog zeigen wird. Eine sehenswerte besondere Abteilung werden die historischen Porzellane der Manufakturen Nymphenburg, Meissen und Berlin bilden: Tiere, Jagdgruppen (darunter der berühmte Jäger aus Kurpfalz), Vögel und Jagdservices. Ein schön ausgestatteter Katalog wird gehaltvolle Darstellungen über alle dieses Gebiet berührende Gegenstände bringen. v. W.

Rheinische Heimatsspiele am Siebengebirge vom 13. bis 28. Juni 1925 anlässlich der Tausendjahrfeier der Rheinlande. Die Festfolge ist nunmehr festgelegt: 13. Juni, nachmittags 3 Uhr: Reitturnier des Provinzialverbandes der ländlichen Reitervereine im Stadion Köln. — 14. Juni, nachmittags 3 Uhr: Eröffnungsspiel: „Stab und Stein“ von Otto Brues, in Oberkassel bei Bonn. — 14. bis 19. Juni: Wanderfahrt des Deutschen Kanuverbandes von Mainz bis Köln. — 20. Juni, nachmittags ab 4 Uhr: Rheinstrom-Staffel des Kreises Westdeutschland des Deutschen Schwimmverbandes von Neuwied bis Godesberg, ferner Faustballspiele, Schlagballspiele, Handballspiele, Fußballkämpfe, Hockeykämpfe, Tennisturnier, Jugendspiele und Sonnenwendfeiern auf dem Venusberg, der Erpeler Ley, dem Himmerich, der Insel Grafenwerth (Wassersport) und bei Kloster Heisterbach, Sternfahrt usw.; abends 8 Uhr: Rheinfeierstunde des Kreises Rheinland der Deutschen Turnerschaft in Beuel; abends 8 Uhr: Jahrtausendfeier für die Vertreter der Reichs- und Staatsregierung, der Behörden, Städte und Verbände im Rurgarten in Godesberg, mit Kammermusik und Märchenspiel auf der Freilichtbühne. Singen der Ortsgruppe Godesberg des Rheinischen Sängerbundes, Fadelsschwingen der Turner des Sieg-, Rhein- und Kölner Gaues an den Hängen von Drachensfels, Petersberg, Godesberg und Rodderberg. Blasen rheinischer Weisen von der Godesburg und dem Drachensfels. Festspiel im Stadttheater in Bonn. — 21. Juni, vormittags 8 Uhr: Festgottesdienste in Köln, Bonn, Godesberg, Melsm, Honnef, Königswinter, Oberkassel, Beuel; 4 bis 7 Uhr: Festspiel zur Tausendjahrfeier der Rheinlande von Heinz Steguweit, Köln: „Sooned, ein Spiel von Rittern und Bauern“ bei Kloster Marienforst bei Godesberg. Fähdelschwingen der Junggesellenvereine. Bundes-singen der Unterbünde Koblenz, Bonn, Köln des Rheinischen Sängerbundes. — 27. bis 28. Juni: Bundesveranstaltung des Bundes Deutscher Radfahrer in Königswinter. — 27. Juni: Sternfahrt des B.D.R. aus allen deutschen Gauen nach Königswinter. — 28. Juni: Bergmeisterchaft auf der Strecke Königswinter—Ittenbach. — 27. bis 28. Juni: Bundes-singen des Rheinischen Sängerbundes in Köln. Weihe des Banners.

Eduard Mörike, der letzte und größte Dichter der „schwäbischen Schule“, starb als Lehrer in Stuttgart am 4. Juni 1875. Er war ursprünglich Pfarrer gewesen. Er verfasste lyrische Gedichte, von denen viele von Hugo Wolf komponiert sind. Mörikes eigentümliche Größe liegt in seiner ursprünglichen, bald herzergreifenden, bald humorvoll plaudernden und kosenden Lyrik, die seinen Ruf begründete. Von seinen sonstigen Schriften ist wohl das Beste die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ und sein teilweise autobiographischer Roman „Maler Nolte“ in düster verschwimmender Phantastik.

Hermann von Wissmann, einer unserer erfolgreichsten und verdienstvollsten Afrikareisenden, starb am 16. Juni 1905 auf seiner Besitzung Weissenbach bei Liegen (Steiermark). Unter Gefahren und Entbehrungen hat er auf verschiedenen Reisen einen Teil der Erde durchforscht. Als Reichskommissar warf er 1888 bis 1890 den Araberaufstand nieder und nahm 1891 die ostafrikanische Küste für Deutschland in Besitz. Von 1895 bis 1896 war er Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Technische Gedenktage für Juni

2. 6. 1835. Patent für James Watt zur Ausnutzung des im Teer enthaltenen Leuchtgases.
3. 6. 1830. Patent für Philander Shaw zum Sprengen von Felsen durch Entzündung des Knallsilbers und Pulvers durch Elektrizität.
3. 6. 1887. Feierliche Grundsteinlegung zum Nordostsee-Kanal.
4. 6. 1878. Ludwig Dürr, der erfolgreiche Ingenieur des Zeppelin-Luftschiffhauses, zu Stuttgart geboren.
5. 6. 1895. Patent zur Verflüssigung von Luft und anderen Gasen mit Hilfe von Maschinen für Karl von Linde.
6. 6. 1625. Der Prämonstratensermonch Kaspar Mohe stirbt zu Lebenhausen. Er machte im Kloster Schussenried um 1610 Flugversuche, wie es dort auf einem Gedenkmal dargestellt ist.
7. 6. 1880. Werner Siemens bespricht seine Erfindung des Magnetfortierers für Erze und des Eisenabseiders für Getreide.
7. 6. 1922. Nach dem System von Arthur Korn, Berlin, gelingt die erste drahtlose Übertragung einer Photographie von Europa nach Amerika.
9. 6. 1781. George Stephenson, der Vater des Lokomotivbaues, zu Wylam (England) geboren.
10. 6. 1700. Ewald Jürgen von Kleist auf Viechow geboren, der 1745 die elektrische Verstärkungsflasche — den ersten Kondensator — erfand. Sie wird irrtümlich die Leidener Flasche genannt, da ein Gelehrter der holländischen Universität Leiden eine Abhandlung darüber geschrieben hatte.
11. 6. 1816. In Köln trifft, von England kommend, das erste Dampfschiff auf dem Rhein ein.
14. 6. 1845. Gründung der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin durch du Bois-Reymond, Beech, Werner Siemens und andere Wissenschaftler.
16. 6. 1825. Entdeckung des Benzols durch den Chemiker Michael Faraday.
16. 6. 1850. Erfindung der Momentphotographie durch Henry Fox Talbot.
16. 6. 1897. Rudolf Diesel macht seinen Rohlmotor auf der Versammlung deutscher Ingenieure zu Kassel weiten Kreisen bekannt.
16. 6. 1900. Eröffnung des Elbe-Trave-Kanals.
18. 6. 1895. Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals.
21. 6. 1854. Der erste in Deutschland hergestellte eiserne Schraubendampfer „Vorussia“ wird bei F. Schichau in Elbing gebaut. Länge 33,37 m, Breite 6,7 m, Tiefgang 2,74 m, Ladefähigkeit 794 t, 180 Pferdestärken.
22. 6. 1799. In Paris wird der aus Platin verfertigte Meterstab und das aus dem gleichen Metall hergestellte Kilogramm als Grundstücke für das neue Einheitsmaß niedergelegt.
25. 6. 1864. Walter Nernst, Professor der Universität Berlin, Erfinder der Glühlampe, in Briesen in Westpr. geboren.
27. 6. 1838. Paul Mauser, der erfolgreiche Konstrukteur des nach ihm benannten Militärgewehrs, der Begründer der Waffenfabrik Mauser, zu Oberndorf a. N. geboren.
30. 6. 1886. Der erste Reichspostdampfer geht von Bremerhaven nach Ostindien ab.

Unser Titelbild (Kunstbeilage) gibt in flotter Auffassung und leichtem Vortrag einen Blick auf die Friedrich-Wilhelmshütte in Mülheim (Ruhr) wieder. Leider konnten wir die bunten Farben des Originals nicht wiedergeben, ebensowenig als bei den andern Skizzen des gleichen Künstlers — Fritz Pöhler, Freiburg i. Sa. —, die uns einen Teil des Sauerlandes, jener herben Berglandschaft an Sieg, Ruhr und Lenne, und einen Ausschnitt aus Dortmund, einen Teil des Rathausplatzes, zeigen. — Der durch seine Radierungen aus feinmechanischen Werkstätten unsern Lesern bekannt gewordene Industriemaler Franz Graf, Berlin, hat sich in seinem neuesten Bild „Werkstraße bei Vorfing“ ein Motiv aus der Schwerindustrie gewählt und es wohl verstanden, das emsige, geschäftige und unermüdliche Treiben und Schaffen eines solchen Betriebes in der Radierung festzuhalten. — Ein Gegenstück dazu stellt die prächtige, lebendige Kohlezeichnung des Düsseldorfer Malers P. G. Schmidt dar, der einen modernen D-Zug kurz vor der Abfahrt schildert. — Aug. Rupp, der Lichtbildmeister, läßt uns eins der schönen Moselnecker sehen: Weilstein. Auch die Mosel und ihre Leute dürfen wir bei der rheinischen Jahrtausendfeier nicht ver-gessen. Auch sie gehörten, wie ihre Brüder an der Saar, stets dem deutschen Kulturkreis an, gehörten zu den deutschen Stämmen längst, ehe es ein deutsches Reich gab. Als aber dieses 925 errichtet wurde, umfaßte es auch die Lande an der Mosel — darum brachten wir, wie im vorigen Heft Bilder von Rhein und Saar, dieses Bild von der Mosel, die deutsch war, ist und bleiben soll und wird! tb.

Die Jahrtausendfeier im Rheinland. Im ganzen Rheinland herrscht eine festliche Stimmung. Große und kleine Städte feiern durch Veranstaltungen mancherlei Art die tausendjährige politische Zugehörigkeit des Rheinlandes zum Deutschen Reiche. An der Spitze dieser Veranstaltungen steht die Hauptstadt des Rheinlandes, Köln, mit seiner großen Jahrtausend-Ausstellung, die am 16. Mai mit festlichem Gepränge in Gegenwart der Vertreter der Reichsregierung, der preussischen Staatsregierung, sowie der Regierungen von Bayern, Baden und Hessen eröffnet wurde. Oberbürgermeister Dr. Aldenauer hielt eine bedeutungsvolle Eröffnungsrede, an die sich ausgezeichnete Ausführungen der Professoren Dr. Clemen und Dr. Rüste angeschlossen. Der Reichskanzler Dr. Luther hielt ebenfalls eine Ansprache, in der er, von stürmischem Beifall und Zustimmungen oftmals unterbrochen, den Rhein als den zu befreienden Strom Deutschlands für ganz Deutschland in Anspruch nahm. Auf die Ausstellung selbst werden wir in einer unserer nächsten Nummern eingehen. — In Aachen ist ebenfalls eine Jahrtausend-Ausstellung eröffnet worden, von der wir im nächsten Hfte eine kurze Schilderung bringen werden. — Düsseldorf begeht die festlichen Tage mit zahlreichen Veranstaltungen, an deren Spitze eine große Kunstausstellung steht, verbunden mit einer Jagd- und Fischerei-Ausstellung, die am 30. Mai eröffnet wurde. Ein Festspiel im Malkastengarten sowie Konzerte in der Städtischen Tonhalle, Festvorstellungen in den Theatern schließen die gesamten Veranstaltungen zu einem deutschen Kulturfest zusammen. Allerdings vermissen wir in der Düsseldorfer Festfolge ein besonderes Eingehen auf rheinische Dichtung und Musik — statt dessen soll man allerhand Opern und Schauspiele genießen, die nichts mit dem Rhein und dem Rheinland zu tun haben. Wir wollen doch nicht ein x-beliebiges Fest

feiern, sondern ein rheinisch-deutsches, vaterländisches, ein Fest aus ernstesten Gründen und mit hohen Zielen. Was haben damit un-deutsche Opern und Operetten zu tun? Auch auf die Düsseldorfer Festlichkeiten werden wir noch näher eingehen. Auf die Jahrtausendfeier selbst und ihre geschichtlichen Grundlagen haben wir bereits im vorigen Hefte durch Herrn Archivdirektor Dr. Wenke eingehend hingewiesen, betonen aber, wie schon mehrfach, nochmals, daß der Rhein natürlich schon viel länger den deutschen Völkern, ehe sie noch zu einem deutschen Reich sich geeint hatten, gehörte. Sind es doch schon mehr als 1800 Jahre her, daß die deutschen Stämme sich zusammenschlossen, um die damalige Fremdherrschaft, die der Römer, von seinen Ufern zu vertreiben. Das dürfen wir über all diesen gewiß gut gemeinten Jahrtausendfeiern nicht vergessen und mißverstehen: der Rhein war deutsch seit den Zeiten, als aus der deutschen Urgeschichte sich langsam die Geschichte, soweit wir sie heute kennen, entwickelte, er war, ist und muß auf ewige Zeiten deutsch sein, deutsch und frei!

Die Schlacht bei Fehrbellin fand am 28. Juni 1675, also vor 250 Jahren statt. Sie bildet eine der größten Ruhmestaten in der preussischen und deutschen Geschichte und legte mit den Grund zu Preußens künftiger Größe.

Kaiser-Wilhelm-Kanal. Am 3. Juni 1887 wurde der Grundstein zum Nordsee-Kanal gelegt, der bei seiner Eröffnung am 21. Juni 1895 durch den Kaiser den Namen Kaiser-Wilhelm-Kanal erhielt. Er verbindet die Kieler Förde an der Ostsee mit der Elbbucht an der Nordsee, wodurch die Reise nach Hamburg und nach London ganz erheblich abgekürzt wird. Schon die Hanse hatte die Schaffung dieses Kanals erwogen, und auch Wallenstein hatte diesen Plan wieder aufgegriffen. Ein kleiner Ersatz war der später von den Dänen gebaute Eiderkanal. Die Pläne zu diesem gewaltigen und wichtigen Werk stützen sich auf den Dahlström-Bodenschen Entwurf, der durch den Geh. Oberbaurat Bänisch umgearbeitet wurde. Der Kanal durchschneidet die Marsch und den langsam ansteigenden Höhenrücken bis Grümenthal, das in 25 m Höhe auf der Wasserscheide zwischen Elbe und Eider liegt, folgt dann dem Lauf der Gieselau und erreicht bei Audorf die Oberelbe. Nun folgt er der Richtung des Eiderkanals, dessen Krümmung mehrfach abknickend, bis zur Holtzener Mündung. Es sind sechs Ausweichstellen angelegt, so daß die größten Schiffe einander vorbeifahren können. Der Wasserspiegel ist auch an der schmalsten Stelle 67 m, die Sohle durchweg 22 m breit; die Tiefe beträgt 9 m. Die Eröffnung erfolgte zunächst für Schiffe von 4½ m Tiefgang. Jede der beiden Mündungen hat zwei durch eine unten 15,5, oben 12,5 m dicke Mauer getrennte Schleusen für die Einfahrt und Ausfahrt. Vier Schleusen haben 150 m nutzbare Länge und 25 m nutzbare Breite, die beiden anderen etwas weniger. Gegen die höchsten Hochwasser wird jede Schleuse durch Sturmtorpaare gegen unbeabsichtigtes Abfließen des Wassers gesichert. Die Eisenbahnen überschreiten den Kanal teils auf Dreh-, teils auf festen Brücken, und dem sonstigen Verkehr dienen 14 Fährten. Der Kanal kann in 9 bis 13 Stunden durchfahren werden. Am Ein- und Ausgang sind zu seiner Sicherung starke Befestigungen angelegt.



Sauerland

Aquarellskizze von Fritz Pöhler

den. Am Ein- und Ausgang sind zu seiner Sicherung starke Befestigungen angelegt.

Der Sieg des starren Systems. Die amerikanische Luftflotte, die jetzt so bedeutende Anstrengungen macht, Zeppeline größten Umfangs für sich erbauen zu lassen, besteht insgesamt aus 14 Luftschiffen, von denen neun Luftschiffe für den Heeresdienst und fünf für den Dienst der Marine bestimmt sind. Von diesen 14 Luftschiffen sind 12 unstarren Systems, während nur zwei nach dem starren System erbaut sind, und zwar Z. R. 1 und Z. R. 3. Der Sieg des starren Systems, wie es Graf Zeppelin gepflegt hat, ist aber in Amerika völlig entschieden. Kein Mensch denkt mehr daran, Luftschiffe unstarren Systems zu erbauen. Auch die vorhandenen werden nur noch zu Übungsflügen benutzt und sind im allgemeinen aus den Berechnungen der amerikanischen Heeres- und Marineleitung völlig ausgeschaltet. Ebenso wie die amerikanische Regierung haben auch die Regierungen der anderen Länder sich völlig für das starre System entschieden. England hat sich jetzt vollständig für den starren Luftkreuzer entschieden, mit dem die Fahrten nach Indien ausgeführt werden sollen. Auch in Japan denkt man nur daran, starre Luftschiffe zu erbauen. Es ist die bemerkenswerte Tatsache festzustellen, daß sämtliche Kulturländer der Welt sich vollständig dem Gedanken Zeppelins beugen und von allen anderen Systemen abgekommen sind. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß von all den starren Luftschiffssystemen wiederum nur das Zeppelin-System in Frage kommt.



Rupp phot.

Ein Bild von der deutschen Mosel:
BEILSTEIN

Thibault und Eleonore

Eine Geschichte von Lieb und Treu aus dem 12. Jahrhundert

Aus alter Quelle nacherzählt von Theodor Ekel

Eleonore, die Tochter des mächtigen Baron de Chevreuse, war mit dem Frühling in ihr sechzehntes Jahr eingetreten. Wie eine Frühlingsblume war sie frisch und schön. In Locken fiel ihr blondes Haar auf Hals und Nacken, und lange Wimpern dämpften das Feuer blauer Augen. Vollendung ihrem reichgeschmückten Wesen gab edelste Bescheidenheit. Die Mutter hatte sie kurz nach ihrer Geburt verloren. Mit Vater und Bruder wohnte sie auf Schloß Chevreuse, und selten nur verließ sie ihre Burg, ohne auf Wohltun auszugehen. Sie war der Engel der Armen.

Nun folgte Eleonore einmal dem Vater und dem Bruder, als sie im Nachbarwalde auf einen riesigen Eber jagten. Das wilde Tier entrannt den Sauspießen der Jäger und fiel die junge Schloßherrin an, die sich auf ihrem flüchtigen Zelter in Sicherheit zu bringen suchte. Am Rande eines Abgrunds stürzte das Roß; der wütende Keiler war nahe daran, sie zu erreichen. Um Eleonorens Leben wäre es geschehen gewesen, wenn nicht ein schneller Pfeil zwischen den Bäumen hindurch sicher den rechten Weg geflogen wäre, um das schreckliche Tier vor ihren Füßen niederzustrecken. Thibault, ihr Retter, sprang herbei und fing sie in den Armen auf; denn sie war in Ohnmacht gesunken und kam erst beim Eintreffen ihres Vaters wieder zum Bewußtsein. Thibault, ein junger Edelmann aus der Nachbarschaft, war Vasall des Herrn von Chevreuse, der ihm für seine glückliche Tat lebhaft Dank bezeugte und ihn aufforderte, die aus so großer Gefahr Befreite zur Burg zu begleiten.

Der Befreier war an allen Gaben der Schönheit und Jugend würdig der lieblichen Jungfrau, die er im Walde in seinen Armen gehalten und an seine Brust gedrückt hatte. Die Frühlingsblume öffnete sich gern der Sonne der Liebe, und heftige Leidenschaft bemächtigte sich beider Herzen.

Raoul, des Schloßherrn Sohn, entdeckte ihr Geheimnis. Er war hochmütig, von heftiger und harter Art, und war erzürnt darüber, daß ein einfacher Edelmann für seine Schwester zu entflammen wagte. Und er verbot ihm, jemals noch das Schloß zu betreten.

Doch Ungerechtigkeit und Hindernisse vernichteten die Liebe nicht und mähigten der heißen Herzen Sehnen nicht. In unbezwinglicher Leidenschaft verlangte Thibault nach Blick und Wort der Liebe und suchte nachts durch einen alten Turm ins Schloß zu gelangen. Da stürzte Raoul mit dem Schwert in der Hand ihm entgegen, und Thibault, zur Verteidigung gezwungen, tötete seinen jungen Oberlehnsherrn. Verzweifelt zog er sich in die Abtei von St. Denis zurück. Der heilige Abt Suger verweigerte ihm die Absolution und trug ihm auf, nach Rom zu gehen. Zur Sühnung seiner Schuld machte der

Papst ihm zur Pflicht, ins Heilige Land zu ziehen und fünf Jahre lang gegen die Sarazenen zu kämpfen.

Von der Hoffnung aufrecht erhalten, daß ihm bei seiner Heimkehr der Baron von Chevreuse Verzeihung und die Hand seiner Tochter gewähren werde, vollbrachte Thibault ruhmvolle Heldentaten. Doch als er nach fünf Jahren sich zur Rückfahrt nach Frankreich rüsten wollte, da erfuhr er, daß Eleonore gestorben sei und auch ihr Vater sie nicht überlebt habe.

Vergeblich suchte der Unglückliche den Tod in den kühnsten Unternehmen. Tiefster Schwermut anheimgefallen, nahm er schließlich das klösterliche Gewand. Doch vermochten auch Einsamkeit und Frömmigkeit Schmerz und Kummer nicht zu lindern. Noch immer verzehrt von seiner Leidenschaft, fuhr er wieder übers Meer und kam in die Nähe des Schlosses Chevreuse, das er wiedersehen wollte. Die stolze Burg war verschwunden; die Normannen und Engländer hatten sie bei ihrem letzten feindlichen Einfall in Trümmer gelegt. Ein Hirte sah auf den Ruinen und sang eine Romanze, die das Unglück der jungen Schloßherrin in Erinnerung brachte. Der geistliche Pilger forschte ihn aus und erfuhr, daß Eleonore vor Kummer gestorben sei, weil sie den Geliebten verloren habe, und daß sie in der Burgkapelle begraben liege. Das Gewölbe der Kapelle war eingestürzt. Mit Hilfe des Hirten entfernte Thibault die Trümmer. Nach langem Bemühen entdeckte er die Grabplatte, die den Körper der einst vergötterten Geliebten bedeckte.

Von dieser heiligen Stätte wollte Thibault sich nicht mehr entfernen. Er lebte eine Zeitlang an dem einsamen Orte, unter Gebeten die Steine mit seinen Tränen begießend und seine Sehnsucht teilend zwischen dem Himmel, wo Eleonorens Seele ihn erwartete, und dem Grab, das ihre irdische Hülle enthielt. Mit allen Kräften strebte er, die schwere Steinplatte, die ihn trennte von ihr, zu beseitigen, und endlich gelang es ihm, in die Gruft hinab zu steigen, darinnen seine Heißgeliebte in einem Marmorfarge ruhte. Auch diesen zu öffnen, war vergebliches Mühen. Immer wieder kam er, die Nächte an diesem düsteren Orte zu verbringen, und schließlich mochte er ihn nie mehr verlassen.

Der Hirte fand den fremden Pilger eines Morgens tot, den Sarg umarmend. Er lief und brachte die Kunde zu den Mönchen der benachbarten Abtei. Da Thibault unter seinem geistlichen Gewand noch einen Rest seiner Rüstung trug, auf dem sein Wappen eingepreßt war, erkannte man ihn als den Unglücklichen, den ein unfreiwilliges Verbrechen zur Flucht gezwungen. Man legte ihn in Eleonorens Sarkophag. Die Ehe ward im Grab geschlossen, das so zum Hochzeitslager zweier Liebender wurde, die eines glücklicheren Schicksals würdig gewesen wären,

Der Mensch

Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kann — nach dem er's macht — Gott oder Teufel sein

Angelus Silesius (1624–1677)

Der Riesenhirsch von Datteln in Westfalen

Von Geh. Bergrat Prof. Dr. C. Sagel

Einer der wichtigsten Funde auf dem Gebiet der eiszeitlichen (diluvialen) Wirbeltiere und gleichzeitig der Prähistorie, der Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Steinzeitmenschen, ist vor kurzem in Westfalen gemacht worden, beim Bau des Kanals von Datteln nach Wesel, und zwar bei der Ausschachtung der Schleusenbaugrube bei Datteln (östlich von Recklinghausen).

Dort fanden sich in 13 Meter Tiefe in feinen, kreuzgeschichteten, stark wasserhaltigen Riesen diluvialen Alters (wahrscheinlich alten, eiszeitlichen Lippeschottern) eine große Anzahl zum Teil riesiger Knochen und Zähne von

Die beiden Schaufeln sind 73 bis 75 Zentimeter breit und leider an der Unterkante durch den Bagger, bevor man etwas von dem Fund merkte, etwas beschädigt und abgetraht, so daß die untersten kurzen Sprossen fehlen.

Die Stangen haben unmittelbar über der Rose 23 Zentimeter Umfang, so daß man sie mit der Hand nicht umspannen kann; die vordersten Augensprossen sind eigentümlich schaufelförmig verbreitert, und auch die Eis-sprosse ist sehr schön entwickelt.

Die Hauptsprosse vorne an der großen Schaufel ist reichlich 35 Zentimeter lang und hat unten 20 Zentimeter Umfang.



Der Riesenhirsch von Datteln (Westfalen)

Mammut und Riesenhirsch, zum Teil auch von Nashorn und Pferd, alle in geringer Entfernung voneinander und unter Umständen, die darauf schließen lassen, daß die Tiere hier an einer alten Tränkestelle von den steinzeitlichen Jägern belauert und erlegt sind.

Die Knochen usw. sind zum Teil von erstaunlicher Größe und Schwere und können schon deshalb keinen irgendwie wesentlichen Transport im Wasser erlitten haben, weil sie bis auf einige Bruchstücke völlig intakt und unabgerollt sind — sie liegen da, wo die Tiere zu Tode gekommen sind.

Das schönste der vorhandenen Stücke ist ein vollständiger Oberschädel des Riesenhirsches mit nahezu unbeschädigt erhaltenem Geweih. Dieses Geweih ist ein Prachtstück allerersten Ranges mit einer Breitenauslage von 1,97 Meter. Die einzelnen Schaufeln sind jede fast $1\frac{1}{4}$ Meter lang, aber so stark zurückgebogen, daß die Enden der rechten und linken Hauptsprossen nur 57 Zentimeter voneinander entfernt sind, so daß das Geweih eine wundervolle Krone bildet.

Der Schädel, auf dem dieses Prachtgeweih aufsitzt, ist vollständig erhalten, von der Schnauze bis zum Hinterhauptslöcher 55 Zentimeter lang (über $\frac{1}{2}$ Meter!), mit allen Zähnen.

In der Nähe dieses Schädels mit Geweih — höchstens bis zu 25 Meter Entfernung — fand sich noch eine ganze Anzahl der großen Knochen des Riesenhirsches: die beiden Oberarmknochen, ein Unterarmknochen, die Unterschenkelknochen, ein Stück Beckenknochen mit Gelenkpfanne, ein Mittelfußknochen und noch allerlei Fragmente, die noch nicht näher bestimmt sind; außerdem noch ein Unterschenkelknochen eines zweiten Tieres. Sehr charakteristisch ist, daß die beiden Oberarmknochen (die in der Photographie als Stütze unter den Schaufeln stehen) dicht an der Gelenkfläche aufgeschlagen sind, um das Mark herauszuholen, was mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß das Tier von den steinzeitlichen Jägern erlegt und verzehrt ist.

Um aber diesen Wahrscheinlichkeitsbeweis schlüssig zu

machen, hat man dicht neben dem Schädel noch eine wundervolle, 42 Zentimeter lange, schön bearbeitete und polierte Wurfspeerspitze aus Elfenbein (Mammutstoßzahn!) gefunden mit einer Aushöhlung am vorderen Ende, die man wohl als „Blutrinne“ auffassen muß; sie ist am unteren (Schaft-) Ende abgeflacht, um sicher am Speerschaft befestigt werden zu können — ein Stück von höchster wissenschaftlicher Bedeutung (sie liegt auf der Photographie unter dem Hirschschädel vor dem Maßstab).

Hat man doch bisher stets nur Bruchstücke solcher Wurfspeerspitzen gefunden — dies ist, soweit aus der Literatur ersichtlich, die erste vollständige Spitze. Sie stimmt in Form und Material gut überein mit den Aurignacien (Speerspitzen), die in der Sirgensteinhöhle zusammen mit zahlreichen Feuersteingeräten usw. gefunden sind



Mammutstoßzahn und andere Funde von Datteln

und über deren Alter und Kulturkreis keinerlei Zweifel bestehen kann.

Die Aurignac-Rasse (*Homo aurignaciensis*) trat im jüngeren Abschnitt der älteren Steinzeit zuerst auf mit einem eigentümlichen und sehr charakteristischen Kulturbesitz an Waffen und Geräten (Elfenbeinspeerspitzen) und löste damals die ältere Neandertalrasse (*Homo monstrierensis*) mit ihren viel primitiveren Feuersteingeräten ab; ihr geologisches Alter ist etwa Anfang bis Höhe der letzten Eiszeit. Die Aurignac-Rasse ist nach ihrem langen, schmalen Schädel, der ebenmäßigen Gesichtsform usw. als Urform und Stammeltern der späteren europäischen Kulturvölker anzusprechen und unterscheidet sich im Schädelbau scharf von der Neandertal-Urrasse mit den prognaten (schief gestellten) Zähnen und dem zurückfliehenden bzw. fehlenden Kinn, den starken Überaugenwülsten usw. sowie auch von der rund- und breitschädeligen alpinen Rasse, die jetzt noch einen wesentlichen Teil Mitteleuropas bewohnt und sich mit den nordischen Langschädeln gemischt hat (vgl. „Das Werk“, Heft 4, 1922). Außer diesem Riesenhirsch haben sich noch in unmittelbarer Umgebung die Reste von drei Mammuten gefunden; zunächst ein riesenhafter Stoßzahn von jetzt noch 1,95 Meter Länge und 57 Zentimeter Umfang, trotzdem ihm die ganze Alveole (Wurzel) vom Bagger abgerissen ist und mindestens $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meter an der Spitze fehlt — die Spitze muß, nach der Verwitterung der Bruchflächen zu urteilen, schon in diluvialer Zeit, bei Lebzeiten oder beim Tode des Tieres abhanden gekommen sein.

Außerdem sind der Unterkiefer eines jüngeren Tieres mit einem noch darin sitzenden Backenzahn, ein anderer größerer Backenzahn, der aber zu dem riesigen Stoßzahn auch noch nicht paßt, und das Fragment eines anderen Stoßzahns, ferner die beiden ungeheuren Beckenknochen, ein Unterarmknochen (Radius), eine Rippe und allerlei sonstige Knochenbruchstücke gefunden, darunter die Gelenkugel eines großen Röhrenknochens, der ebenfalls der Markgewinnung wegen aufgeschlagen ist, und ein Bruchstück eines Rhinocerosunterchenkels sowie ein Mittelfußknochen vom Pferd.

Die feinen kreuzgeschichteten Riese, in denen all diese Knochen dicht beieinander lagen, enthalten dünne Linsen und Bänken von schwarzem Torf sowie dünne Schlieren und Schichten von teils fettem, teils faulschlammhaltigem

Ton sowie eine ganze Anzahl Schnecken, wie Bithynien, Valvaten, Planorbis, Helixarten, Lymnacen und Saccinea-Arten, darunter die für eiszeitliche Schichten höchst bezeichnende *Succinea antiqua*, eine typische Lössschnecke, die aus dem Löß in diese Riesablagerungen verschwemmt ist und darauf hinweist, daß diese Ablagerung aus einem kühlen trockenen Teil der Diluvialzeit stammt, mit anderen Worten: vom Anfang bzw. von der Höhe der letzten Eiszeit, als das letzte diluviale Inlandeisnurnoch etwas

über die Elbe, vielleicht bis ins Allertal vorstieß, bis dort nach Westfalen — aber sicher nicht mehr — hinreichte. Die anderen Schnecken sind teils ganz unbedeutende Formen, die überall leben können, teils solche, die auch vorwiegend im Löß vorkommen.

Auf den Anfang der Höhe der letzten Eiszeit weist auch die Aurignacien-Speerspitze hin, so daß damit das Alter der Funde ziemlich sicher datiert ist — nach der Rössen-Milankowitsch'schen Berechnung der Eiszeitperioden also auf etwa 50 000 bis 75 000 Jahre vor Christus. Der Riesenhirsch ist noch von besonderem Interesse dadurch, daß es nicht die gewöhnliche, weit ausladende Form ist, deren Schaufeln flach gestreckt sind, sondern daß er diese wundervolle, zurückgebogene Krone bildet und somit einen ganz neuen Typus darstellt.

Das dicht gedrängte Zusammenvorkommen dieser riesigen Reste so gewaltiger Tiere in derart beschaffenen Schichten deutet mit Sicherheit darauf hin, daß hier die steinzeitlichen Jäger dem Großwild an der Tränke auf-lauerten und es erledigten — alle kleineren Knochen, die in oder an den größeren Fleischstücken saßen, fehlen; nur die ganz großen, unverwertbaren Knochen sind liegen geblieben. Vor allem zeigt der Fund auch mit Sicherheit, was eigentlich a priori klar war, daß der Riesenhirsch kein Tier des Waldes, sondern der freien Steppe war und daß er zeitweise mit dem an große Kälte angepassten, einen dicken Wollpelz tragenden Mammut zusammen lebte.

Die Größe der Tierreste ergibt sich aus dem darunter liegenden, 60 Zentimeter langen Maßstab.

Eine Burg am Rheine

Von Hermine Schmülling

Rhens gegenüber, am rechten Rheinufer, erhebt sich die Marksburg, die einzige aller rheinischen Burgen, welche unter jedem Sturme der Geschichte aufrecht und unzerstört und noch bis auf den heutigen Tag ohne Unterbrechung bewohnt geblieben ist. Das alte, ursprüngliche nach dem Städtchen Braubach, dem Kaiser Rudolf von Habsburg 1276 Stadtrecht verlieh, genannte Schloß liegt 486 Fuß hoch über dem Rhein. Nachdem ein Katzenellenbogener Herr, des Namens Philipp, 1437 dort oben eine dem heiligen Markus geweihte Kapelle erbaut, nannte man es die Marksburg. Kaiser Heinrich IV. soll darauf gefangen gehalten sein — wenigstens zeigt man oben noch seine Zelle mit kleinem vergitterten Fenster —; die Staatsgefangenen des Herzogtums Nassau, die man jetzt darauf verwahrt, logieren wohllicher und bequemer. Es ist für solche freilich auch keineswegs Mangel an Raum da! Die Besatzung der Burg wird durch eine kleine Abteilung von nassauischen Invaliden gebildet, und ein halb Duzend eiserne Geschütze verschiedenen Kalibers, schwedischen und französischen Ursprunges, füllt das Zeughaus. Der Marksburg Inneres gibt nicht gerade ein Bild eines echt mittelalterlichen ritterlichen Wohnhauses; aber sie gibt ein Bild einer inneren Einrichtung solch eines mit „Brodessern“ besetzten Burgtalles aus dem 16. Jahrhundert, und deshalb ist der Besuch sehr lohnend, um so mehr, da die Aussicht von dort oben herunter ein schönes, wenn auch nicht gar weites Panorama beherrscht.“

So sagte Levin Schücking in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Eigenart der Marksburg in einem Aufsatz „Der Rhein, Kunstdenkmale und Landschaft“ zusammen, der den begleitenden Text bildete zu einer schönen Auswahl farbiger Lithographien des rheinischen Kulturgebietes. Zerstoßen ist heute die Erinnerung an die nassauische Regierungszeit. Zweimal erdröhnte seitdem Kanonendonner bis in die blühenden Gefilde des Rheintales, um dessen Besitz sich letzten Endes beide Kriege drehten. Die Marksburg ging im Jahre 1900, nachdem sie öfter an Privatleute verpachtet worden war, in den Besitz der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen über. Die ehemalige Torwache, die sich über dem Rehrtunnel erhebt, ist heute zur Burgschenke umgestaltet. In ihren fraulichen vertäfelten Räumen findet

der Wanderer freundliche Bewirtung und behaglichen Aufenthalt bei goldenem Rheinwein oder klarem, prickelndem Moselwein. Röstlich gar ist es auf der Terrasse vor dem Wirtshaus, der alten Wehrplatte Johannes des Streitbaren, wo einst dräuende Geschütze die Feinde von den hochragenden Mauern der Marksburg zurückschreckten. Heute stehen hier gastliche Tische, die die Besucher der Burg zum Verweilen einladen. Und wahrlich, hier oben ist gut sein auf diesem echten Fleckchen deutscher Erde. Wie schön ist es frühmorgens, wenn die Mondsichel noch über dem Sachsenhauser Tal steht, das Morgenrot nahe ist und „seine Rosen“ schon ins Forstbachtal streut, wie das alte deutsche Volkslied es so hübsch sagt, und die vielen Lichter unten im Hüttenwerk noch nicht verglommen sind, oder mittags, wenn das Rheintal mit seinen lieblichen Dörfern in Sonne getaucht ist, oder am Abend, wenn drüben über dem Rhein an der Stolzenfels der große Feuerball, der in den hellen Mittommertagen so lange am Himmel hängt, zur Küste geht, ein goldenes Querbänd über den Rhein werfend! Oder noch später, wenn es dunkelt und mit einem Male in den Ortschaften im Tale eine leuchtende Perlenschnur sichtbar wird, die Bahnsignale von Braubach bis Niederlahnstein, wenn die Sterne am Himmel funkeln und die Berge so schwarz und ernst dastehn und kaum noch Getöse durch die Luft geht!



Abb. 1. Haupttor mit Tortunnel und Torwächterstube

Von den Außenwerken mit dem Turm, in dessen rundem Stübchen einst der Torwart hauste (Abb. 1), gelangt man nach einigen hundert Schritten in die herrschaftliche Burg. Der Weg führt bald über Felsgestein, hart und kantig ist hier alles, just wie die Bergklippe es hergab. Die Marksburg, diese feste Truhburg, ist — das ist bezeichnend für sie — aus dem Felsgestein herausgewachsen und bildet ein Ganzes mit ihm. Oft weiß man nicht, wo die Natur aufhört und die Befestigungskunst anhebt. Meist gibt der Fels die Innenmauer ab, die man roh und unbeschlagen gelassen, wie man es in der Burgschmiede und bei den Kellergewölben beobachten kann. Unter den fünf Toren, die man durchschreitet, ehe man ins „fürnehme Gemach“ gelangt, ist das Scharnentor (Abb. 2) ohne Zweifel das malerisch reizvollste. Freilich, der Erker gilt nicht dekorativen Zwecken, es ist ein Guckert, der der Verteidigung diente. Ungebetene Gäste wurden hier, indem man die Balken

über den Kragsteinen hinwegschob, mit einer Ladung heißen Oeles oder Peches bewillkommenet. Das feste Türmchen auf dem hübschen Schieferdach indessen macht sich gut, blühender Holunder umschmiegt den alten Torturm. Der mächtige Torbogen nimmt uns auf und führt uns an der großen und kleinen Batterie vorbei, wo die Schlünde ganz alter Kanonen dräuend über das mit Rebhügeln und lachenden Ortschaften geschmückte Rheintal schauen.

Die eigentliche Burg mit dem Burghof ist sehr eng gedrängt: alles ist hier nur auf Kampf und Verteidigung zugeschnitten wie auf einem kleinen Kreuzer. Es kann nicht wundernehmen, daß die Marksburg die einzige Burg am Rhein ist, die keinerlei Sage aufweist. Die Luft war hier zu rau, zu männlich und kriegerisch, so daß keines Weibes Liebesleid und Liebesfreud hier eine Stätte finden konnte. Wohl mögen hier die Becher geklungen haben, der Berg ist rebungürtet, Klöster und geistliche Herren waren stets erpicht auf die Braubacher Weinberge, aber von der eigentlichen Geschichte der Marksburg ist in der frühesten Zeit wenig bekannt, in dem späteren Mittelalter ist sie nicht sehr fesselnd. Im innersten Burghof staunt man ob der himmelhohen, eng zusammengedrückten Mauern, die oben durch schwebende Holzeinbauten verbunden sind. In der Mitte steht der hochragende, freistehende Bergfried. Im Pallas gibt die Burgküche (Abb. 3) für die Leute ein gutes Bild mittelalterlicher Kultur. Auf dem mächtigen Ramin konnte man bei einem Feuer von dicken Buchenkloben wohl einen ganzen Ochsen braten. Auf einer riesengroßen Mulde wurde der Brotteig geknetet, die gewaltige Kelter diente der Herstellung des köstlich perlenden Weines. In den oberen Räumen des Pallas, wo sich auch die Herrschaftsküche befand, lagen die Gemächer des Burgherrn und seiner Sippe. Neueren Datums ist der nach Südwesten ge-

legene Rheinbau, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts nach einem Brande angefügt wurde und der heute eine wertvolle Waffensammlung beherbergt.

Die Marksburg ist neben Schloß Elz a. d. Mosel die einzige gut erhaltene Burg aus dem Mittelalter, die nie gestürmt, nie bezwungen, nie zerstört wurde, auch nicht durch ungeschickte Renovierungskünste. Mit Maß und Geschmack hat der Burgenverein nur da ausgebessert, wo es zur Erhaltung der Burg nötig war. Manches an Möbeln wurde aus benachbarten Kulturstätten ergänzt, um ein möglichst getreues Bild mittelalterlichen Lebens zu geben.

Aufs innigste mit der ehemaligen „Brubach“ ist das Städtchen Braubach verbunden, das sich nach zwei Seiten um die Marksburg legt und mit ihr gemeinsame Befestigungsanlagen besitzt, die zum Teil noch heute erhalten sind. Die Zusammengehörigkeit von Burg und Stadt zeigt sich auch darin, daß die Burgherren der Marksburg ihre Grundstücke, Weinberge, Äcker, Zinsen im Gemenge mit den Einwohnern des Ortes hatten; sie gehörten also mit zur Ortsgemeinde, auch nachdem sie Stadtrechte erhalten hatte. Ganz eng schmiegen sich die Hauptstraßen Braubachs um die Marksburg, die Rückseite der Häuser ist meist an den Weinberg gelehnt. Um die österliche Zeit prangen Burggemäuer und Feld im Schmuck goldgelb leuchtenden wilden Goldblacks, dessen Samen Kreuzritter an den Rhein gebracht haben sollen; aber am schönsten ist es hier doch, wenn der Wein blüht in sonnerfüllten Mittsommertagen und alles zittert in Licht und Farbenfreude. Dann geht ein unaufhörliches Summen durch die Weinberge am Rhein, Süßigkeit erfüllt die Luft, aus ihr schöpft das fleißige Volk der Bienen und bereitet an ihrem Teil die Weinlese vor, die im Herbst die



Abb. 2. Das Scharnentor

Winzerorte am Rhein noch einmal mit geschäftiger Tätigkeit und frohem Leben erfüllt, ehe der Winter mit grauen Schleiern diese gesegneten Gefilde überzieht.

Friede und Krieg

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt —
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Friedrich von Logau 1604–1655)

Das Schrifttum des Westerwaldes

Von Leo Sternberg

Nicht die Grabmale der Großen seid ihr,
Buchenhallen,
wo Hünensteine hoch von Rotlaub umschüttet
in sonnengestreifter Dämmerung
bemoste Altäre errichten,
sondern ein namenloses Volk schläft hier den
lebendigen Schlaf.

Wie die Basaltblöcke seiner Heiden liegen die literarischen Findlinge des Westerwaldes verstreut durch die Jahrhunderte. Außerlich ohne Verbindung miteinander. Aber der entwicklungsgeschichtliche Zusammenhang ist leicht zu gewinnen, wenn man sich die Hilfslinien der allgemeinen Entwicklung einzeichnet, deren Verlauf sich natürlich nicht lückenlos auf dem Sektor eines kleinen Gebietes verfolgen läßt. Zumal da es sich

von Köln. Es ist um das Jahr 1080 in Siegburg entstanden, dessen Kloster der Heilige stiftete (weshalb der unbekannte Verfasser es „sini vili lie bi stat“ nennt), und behandelt das Leben des mächtigen Erzbischofs, der während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die Geschicke des Reiches lenkte, nach dem Geschmack der Zeit in weitestem weltgeschichtlichen Zusammenhang: von der Erschaffung des Menschen an.

„Durch mancherlei Arbeit hin und her
so schliff Sanct Anno der Herrgott ab,
indem er ihm viele Mühe gab.“

Rein deutsch in Inhalt und Ausdruck, im Stimmungsansatz wie ein verwehter Vorklang des Nibelungenliedes, lebendig durch manchen farbigen Vergleich, steht

es mit seinem halb geistlichen, halb weltlichen Charakter zwischen der vom Kloster Cluny ausgegangenen strengen kirchlichen Richtung und den unter den Einflüssen der Kreuzzugszeit sich durchsetzenden freien Strömungen.

Eine ähnliche Stellung nehmen die Wundergeschichten des Casarius ein, die der fruchtbare Novizenmeister des Zisterzienserklosters Heisterbach — neben etwa vierzig anderen Schriften — um die Wende des 12. Jahrhunderts schrieb. Denn trotz ihres kirchlichen Zweckes verraten sie eine Freude am Fabulieren und einen frischen, vor der Verbtheit des Schwanks nicht zurückschreckenden Humor, der ihnen — neben dem kulturgeschichtlichen Interesse — von jeher besondere Anziehungskraft sicherte.

Befinden wir uns hier auf den Vorstufen zur höfischen Epik, so versteht uns die Gestalt Heinrichs von Osterdingen mitten in die

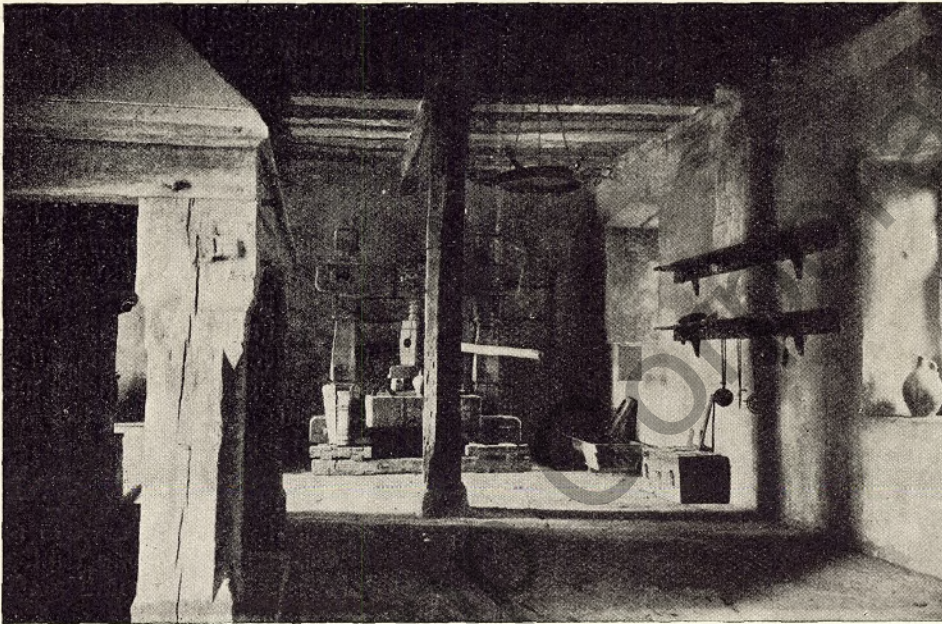


Abb. 3. Die alte Küche auf der Marksburg

Zum Aufsatz auf Seite 188 und 189

um einen abgelegenen Landstrich handelt, in den nur die stärkeren Wellen der umgebenden Einflußsphäre hinüberschlagen. Denn eine geschlossene geistige Provinz bildet der Westerwald nicht. Er gehört zu dem rheinischen Kulturkreis, an dessen Entwicklung er allerdings mit selbständigen Werten teilgenommen hat.

Wenn wir den Reichtum an natürlichen Sagenmotiven überschauen, den eine vom Siebengebirge über vulkanische Hochebenen sich erstreckende elementare Landschaft der Phantasie von jeher darbot, so begreift man, warum Hauptmann in der „Versunkenen Glocke“ das Wort prägte: „Alt wie der Westerwald“.

Viel sind der lebendigen Zeugen des dichtenden Volksgeistes bei dem in hartem Kampf mit langen Wintern ringenden Bauerngeschlecht, über das die Nebelharfe der Höheneinsamkeit seit urdenklicher Zeit ihre Klänge hinweht.

Wie wir hier in der heimischen Sagenwelt die Wurzeln der Volksdichtung ausgraben, begegnen wir auf dem Westerwald auch gleich einem frühen Vorboten der mittelhochdeutschen Runstepen: dem Lied vom hl. Anno

Blütezeit der Ritterdichtung. Wenn der Osterdinger, den wir nur aus dem mittelhochdeutschen Liederkrantz „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“ kennen, mehr als ein bloßes Phantasiegebilde ist, so darf ihn der Westerwald jedenfalls mit einigem Recht als den seinigen beanspruchen, seitdem J. H. Hermes nachgewiesen, daß ein Heinrich, genannt Ostindich, Sohn des Heinrich von Rospe (d. i. von Rospach an der Wied), der unter Casarius Mönch in Heisterbach wurde, wahrscheinlich der Sohn des berühmten Sängers gewesen ist. Die Annahme, daß auch der Vater ins Kloster sich zurückgezogen, würde dann eine ungekünstelte Erklärung für die verloren gegangene Spur der großen Dichterererscheinung sein.

Erst als das Bürgertum das Rittertum in der geistigen Führung abgelöst hatte, konnte ein Werk entstehen wie die Limburger Chronik des Tilemann Elhen von Wolflagen. Sie ist das wichtigste Literaturdenkmal des Westerwaldes. In ihr beginnt die Stammesindividualität sich eine literarische Sprache zu schaffen: wir vernehmen in der treuherzigen Redeweise Tilemanns, der die moselfränkische Form der mittelfränkischen Mund-

art spricht, zum ersten Male den bäuerlich-rauen Ton des herben einheimischen Volkschlages. Das größte Verdienst hat der Limburger Stadtschreiber, der selbst ein Dichter war, sich dadurch erworben, daß er uns in die Volksliedpoesie des 14. Jahrhunderts tiefere Einblicke gewährt.

Viele Gesänge teilt er uns zwar nur nach einzelnen Strophen oder Strophenanfängen mit, weil sie ihn offenbar nur musikalisch oder metrisch interessieren; wie er denn auch nicht zu bemerken versäumt, wann die Lieder sich „verwandelten in widerfänge mit dren geseken“ — eine Art Rondeau, für die sich bei ihm folgendes Beispiel findet:

Ich wel in hoffen leben vort,
ob mir it heiles moge geschehen
von der liveness frauwen min.
Spreche sie zu mir ein fruntlich wort,
so solde treuen von mir slihen.
Ich wel in hoffen leben vort.
Ir gunste i mit heile bekorte.
Ach got, daz ich si solde sehen.
Ich wel in hoffen leben vort.

Mit einer anderen Klasse von Liedern, die uns mitten in den Kampf der absterbenden Minnepoesie mit der neu anhebenden Volksdichtung versetzen, machen uns die echt westwälderischen Strophen bekannt, die dem als Dichter und lustigen Raufbold gleichermaßen berühmten Reinhardt von Westeburg zugeschrieben werden:

Ob ich durch si den halz zubreche,
wer reche mir den schaiden dan?
so enhetete ich nimans, der mich reche;
ich bin ein ungefrunter man.
Darumb so muß ich selber warten,
wi ez mir gelegen si.
Ich eban nit Trostes von der zarten,
si ist irs gemudes frei.
Wel si min nit, di werde reine,
so muß ich wol orlaup han.
Uf ir genade achte ich kleine,
sich daz lasse ich sie vurstan.

Außer Liebesliedern lernen wir das geistliche Lied kennen: Bußgesänge oder Leisen, welche die Geißler mitbrachten. Wir hören von Freundestreue, der Zucht der Frauen, von Trennungsschmerz und Glück des Wiedersehens, von den Freuden der Jagd, des Schachspiels und jenen ergreifenden Märliedern, die ein ausfäiger Barfüßermönch von seiner Flußinsel sang. Nur eines von allen mag hervorgehoben werden: die Nonnenklage, die zu den ältesten urkundlich überlieferten Volksliedern gehört und sich in ständiger Fortbildung lange im Munde des Volkes erhalten, aber nie wieder den unmittelbaren, reflexionslosen Ausdruck gefunden hat, den ihr die temperamentvolle Limburger Nonne verleiht:

Got gebe ime ein vurdreben jar
der mich machte zu einer nonnen
und mir den swarzen mantel gap
den wissen rod darunden.
Sal ich ein nunn geworden
sunder minen willen
so wel ich eime knaben jung
sinen komer stillen.
Und stilet he mir den minen nit
daran mach he vurlihen.

Fast schon wie ein verirrter Klang aus vorreformatorischer Zeit, der uns dem Jahrhundert Luthers entgegen-

führt! Einem Zeitalter, aus dessen humanistischen und theologischen Kämpfen auch die 1584 errichtete Hohe Schule in Herborn hervorging. Zwar pries man treffliche Gelehrte der neuen Hochschule als das Dichtersiebengestirn Nassaus. Aber was Johann Pincier diesen Ruhm eintrug, war eine Anatomie des Menschen in lateinischen Versen, während die „Sphinx philosophica“ des Professors Johann Heidefeld aus Bergebersbach wenigstens unter der beliebten Gattung der Rätselbücher als Quelle alter deutscher Sprichwörter und Rätsel ihren Wert behält.

Nur kulturhistorischen Wert kann auch die Jungfrauenordnung von Driedorf beanspruchen; einer jener in



Abb. 4. Marksburg und Braubach mit Stadtmauerturm und gemeinsamer Befestigungsanlage

Zum Aufsatz auf Seite 188 und 189

Reimversen geschriebenen Rechts- und Sittenspiegel, die schon Reinhardt von Westeburg zwangen, das oben mitgeteilte Lied, das vor der Zensur der „Jungfrau“ nicht bestand, „der frouwen zu bessern“.

Wie überall, schwiegen in dem Jahrhundert des großen Krieges die Mäusen natürlich in einem Lande, in dem die Dörfer ausgingen und selbst die Hohe Schule zu Herborn langsam versiegt.

Um so lebhafteren Widerhall fanden hier die zwischen Mystik und Aufklärung hin und her wogenden Strömungen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts den gewaltigen Aufstieg der deutschen Dichtung begleiteten. So entfaltete sich der Hof des Grafen Kasimir von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, eines dem ältesten Westwälder Grafengeschlecht entstammenden Fürsten, als ein weithin wirkender Musensitz, seitdem aus der dortigen Offizin die mit erläuternden Anmerkungen der Mystiker versehene berühmte achtbändige Berleburger Bibel hervorgegangen war. In Jung-Stilling aus Grund bei Hilchenbach fand der Hof auch seinen Dichter, der in dem Roman „Theobald der Schwärmer“ den Fürsten als Freund der Künste und Wissenschaften feierte. Sowohl dieser wie die übrigen Romane der mit Lavater verwandten Dichternatur wurzeln in dem Geist der „Inspirierten“, der damals den Westerwald beherrschte. Das Hauptwerk Stillings, dessen ersten Band „Heinrich Stillings Jugend“ Goethe herausgab, lebt durch die Tiefe des christlichen

Empfindens und seine Volksmäßigkeit in der Literatur fort. Nichts Geringeres als ein kleines Weimar suchte Sophie La Roche an der entgegengesetzten Grenze des Westerwaldes zu begründen. Schon hatte sie den Grafen Alexander von Wied für den Plan einer Neuwieder Akademie gewonnen, an die sie ihren Jugendfreund Wieland, Herder, Merck, Leuchsenring, Basedow und die beiden Jacobis zu ziehen gedachte. Da brachte Wielands Rücktritt das Unternehmen zum Scheitern, das die kleine Residenz (wie Bach meint¹) vielleicht zum Mittelpunkt des geistigen Lebens Westdeutschlands gemacht hätte.

Immerhin übte der Kreis der Sentimentalen, der sich um Sophie La Roche in Ehrenbreitstein, die Verfasserin des Romans „Das Fräulein von Sternheim“, scharte, auf das schwärmerische Geschlecht des beginnenden 19. Jahrhunderts bestimmenden Einfluß.

Clemens Brentano war Sophiens Enkel. Aber die schöngeistige Luft, die er in Ehrenbreitstein atmete, wo er geboren war, und das italienische Blut seines Vaters drängten ihn ganz in den Zauber der Rheinromantik. Selbst da, wo er sich der Schwelle des Westerwaldes nähert, wie in der „Chronika des fahrenden Schülers Johannes Laurenburger von Polsnich an der Lahn“, versetzt er uns ins Märchenland.

Auch die Epen „Otto der Schüh“ und „Der Grobschmied von Antwerpen“ von Gottfried Kinkel, dem Freiheitshelden aus Oberkassel, verraten nicht, daß seine Ahnen Jahrhunderte im Dilltale heimisch waren. Dasselbe gilt von seiner kraftlosen Lyrik.

„Ich lebe ganz im Künftigen, halb nur jezt“ — sagt Platen in einer seiner menschlich wärmsten, an Wilhelm Genth gerichteten Ode. Dies drückt aus, worauf es der zeitgenössischen Dichtung ankam. Es gehörte zum Kanon, das Kunstwerk der

Ortsfarbe zu entkleiden, was man beim Westerwalde übrigens — wie in der Malerei — schon wegen seiner Verrufenheit als eines deutschen Bötians tat.

Daher steht denn auch der 1803 in Kirnburg geborene Wilhelm Genth mehr unter dem Einfluß seines Freundes Platen, mit dem er die Vorliebe für fremdartige Versmaße und das Empfinden für den Wohlklang der Sprache teilte, als auf dem Boden heimischer Überslieferung. Sein früher Tod unterbrach eine hoffnungsvolle Entwicklung.

Eine ähnliche sympathische Persönlichkeit wie Genth, die ebenfalls mehr durch das Ganze des Lebensbildes als durch die einzelne künstlerische Leistung Gewicht erhält, ist die als Prinzessin Elisabeth von Wied geborene und als Königin von Rumänien gestorbene Carmen Sylva.

„Waldgesang“ — drückt ihr Dichtername aus, bei dessen Wahl sie nach ihrem eignen Bekenntnis an ihre Westerwälder Heimat dachte. Und tatsächlich hat ihr der Wiedbach manche Melodien zugeräuscht. Aber Landesart konnte sich natürlich in der internationalen Luft ausländischen Hoflebens nicht erhalten. Es ist bezeichnend, daß die vielseitige Königin, die — zum Schaden ihrer begrenzten lyrischen Begabung — sich im Märchen, in der Novelle, in Roman und Drama versuchte, sogar Sprüche in französischer Sprache veröffentlichte: *Les pensées d'une reine!*

In anderer, aber nicht weniger bedeutungsvoller Weise als die beiden künstlerischen Sammelpunkte in Verleburg und Ehrenbreitstein wirkte der 1790 in Siegen geborene Pädagoge Adolf Diesterweg als Mittler des geistigen Lebens. Waren dort Säger am Werk, so sehen wir hier den Pflüger an der Arbeit. Als Erzieher der Erzieher verdient der große Reformator des Volksschulwesens, der die Grundsätze des Humanismus, Rousseaus und Pestalozzis wiedererweckte und die Nationalliteratur in der Schulbildung des Volkes verankerte, in der Geschichte des Schrifttums daher ebenfalls einen Platz; freilich nicht nur des westerwälderischen: er war der Praeceptor Germaniae des 19. Jahrhunderts.

Erst der Durchbruch der realistischen Stilrichtung führte zur Heimatkunst. Die Wendung brachte eine Reihe von rheinischen Schriftstellern, die außerhalb der bodenständigen Westerwaldliteratur stehen. Aber — wie so häufig — zeigt sich auch hier die auffallende Erscheinung, daß der Landfremde das Wesen einer Volkskultur zuweilen schärfer und bedeutsamer erfährt als das angestammte Kind der Scholle.

So hat Heinrich Riehl in dem „Land der armen Leute“ oder einigen seiner kulturhisto-

rischen Novellen, wie etwa in „Gräfin Ursula“ oder „Werke der Barmherzigkeit“, von Westerwälder Volkstum und Landschaft ein klassisches Bild gegeben; ebenso wie Wilhelm Schäfer und Fritz Philippi das knorrige Westerwälder Bauerntum mit psychologischer Tiefe ausgedeutet haben und der Lyriker Willy Arndt die Natur des Westerwaldes in typischen Stimmungen, um die Atmosphäre schwebt, widerpiegelt.

Karl Braun aus Hadamar, die erste markante Persönlichkeit, mit der die realistische Literatur westerwälderischer Herkunft beginnt, bekennt zwar mit Recht: „Ich bin kein Dichter und kann nichts erfinden.“ Aber der Vorkämpfer für die Einheit und freiheitliche Entwicklung des Vaterlandes blieb immer ein witziger Kopf, und die Handschrift des geistvollen Journalisten verleugnet sich so wenig in den „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei“, dem

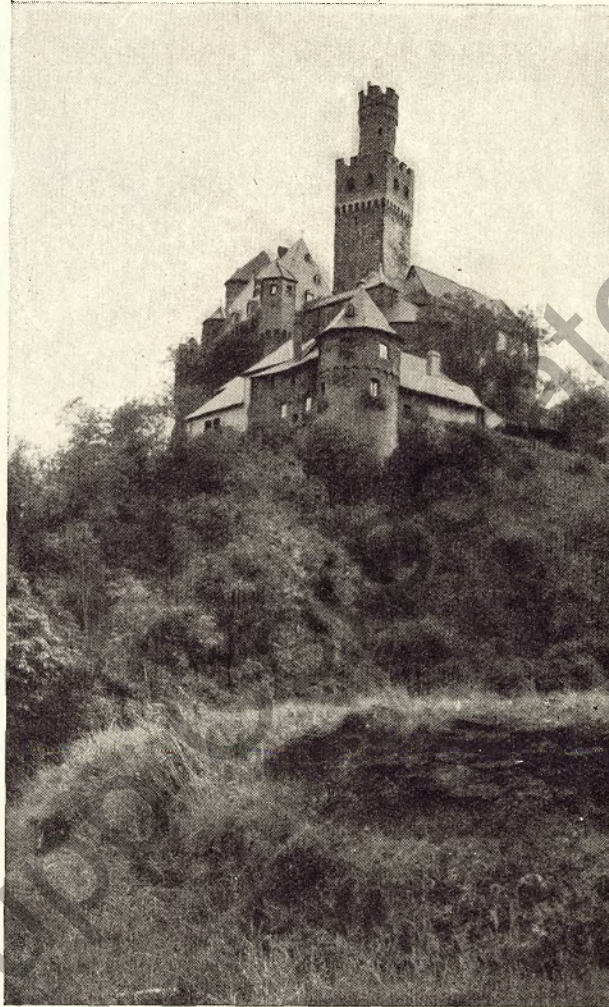


Abb. 5. Die Marksburg mit vorgelagerter Burgschenke und Terrasse
Zum Aufsatze auf Seite 188 und 189

¹ Adolf Bach, Aus dem Kreise der Sophie La Roche (Saale-Verlag, Köln).

Hauptwerk des liberalen Politikers, wie in seinen „Kulturgeschichtlichen Novellen“ oder den Skizzenbüchern „Doktor Sackauer“.

Auch bei Christian Spielman aus Neuwied liegt der Schwerpunkt nicht im Dichterischen. Seine Hauptverdienste bewegen sich auf geschichtlichem und volkswundlichem Gebiet. Von seinen literarischen Schriften interessiert hier vor allem der Roman „Balzar von Flammersfeld“ als eine urkundentreue Schilderung der Lebensläufe jenes Westerwälder Freischützenhäuptlings. In der Zeitschrift „Nassovia“, die er begründete, fand die Literatur der engeren Heimat einen belebenden Sammelpunkt.

Richtiges Erzählertalent fließt in den „Westerwälder Geschichten“ von Joh. Heinr. Berlenbach aus Dorndorf, der aber infolge seines allzufrühen Todes über verheißungsvolle Anfänge leider nicht hinausgelangte. Ein raffineschtes Kind der Landschaft, wußte er auch die Mundart so zu gebrauchen, daß sie eine sprachliche Verfeinerung gegenüber dem hochdeutschen Wort bedeutete.

Als ausgesprochen weibliches Talent ist Johanna Weistkirch aus Selters i. W. zu nennen.

Mit Hans Ludwig Linkenbach aus Ems klingt die Westerwälder Dichtung der Gegenwart aus. Außer Lyrik und dem Bühnenspiel pflegt er die Novelle. Seine Domäne sind Erzählungen aus dem Bergmannsleben, die infolge ihrer Wurzelechtheit und Originalität sich verdiente Beachtung verschafften. Treffend charakterisiert er sich in den Versen auf einen Ahnen:

„Und auch in mir, dem späten Enkel kreißt
sein schweres Bauernblut, wenn auch das Leben,
das Höflingsleben der modernen Zeit
ihm leichtern Fluß und schnellern Puls gegeben.“

Ein Vers von sinnbildlicher Bedeutung. Das schwere Blut des Westerwälders und das leichte des Rheinländers

scheinen in der Gegenwartsdichtung untrennbar verschmolzen.

Freilich ist das Zeitempfinden der landschaftlich gefärbten Dichtung auch wenig günstig. Wie das Westerwälder Motiv zur Zeit der Romantik der Verhübschung zum Opfer fiel, so heute der Entstofflichung. Der neue Mensch braucht das Bad des Elementaren. Es ist nicht das erstemal, daß den elementaren Kräften des Westerwaldes das Los zufällt, namenlos das rheinische Weltbild mitzustimmen.

Eine Aufgabe, die heute um so größer ist, je mehr sich zu zeigen beginnt, daß der Schwerpunkt des geistigen

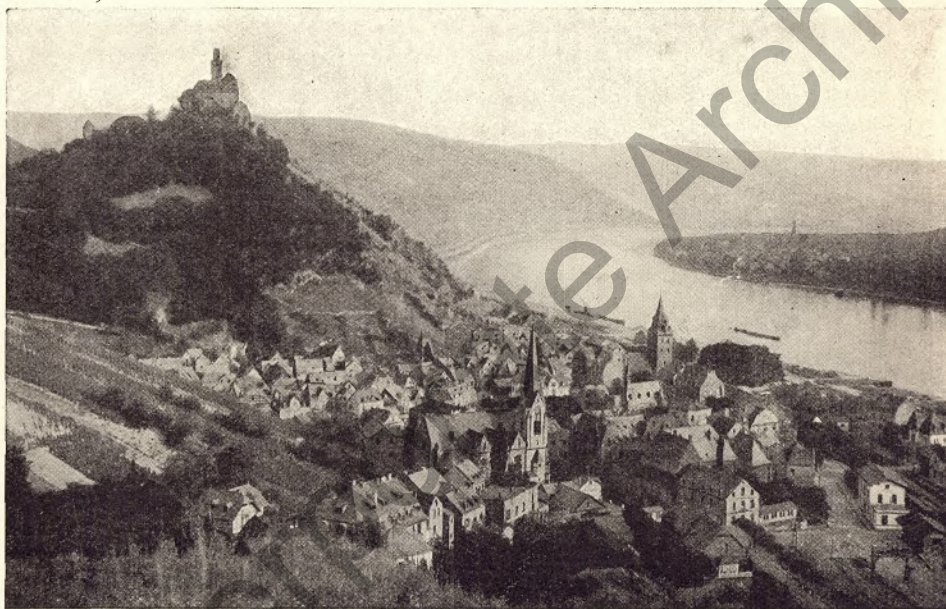


Abb. 6. Marksburg mit Braubach a. Rh. Gesamtansicht
Zum Aufsatze auf Seite 188 und 189

Deutschlands sich wie im Mittelalter nach dem rheinischen Stromgebiet mit seinen Verästelungen verschoben hat.²

² Sonstige Literatur darüber vergleiche: Leo Sternberg, Die Nassauische Literatur (Stadt, Wiesbaden); Der ewige Strom (Der Garten Eden, Dortmund); Der Westerwald, 2. Auflage (Bägel, Düsseldorf); Limburg als Kunststätte, 3. Auflage (ebenda).

Ruf der Jugend!

Hirne wie Feuer — Herzen wie Stein,
Spötter verdammen die Stunde,
Deutsche wollen nicht Deutsche sein,
Haben sich Gift in die Wunde.
Herren am eigenen Fahmentuch,
Bauen auf Wunder, beten im Fluch,
Blind vor eignen Sünden:
Wo soll ich Deutschland noch finden? —

Schreitet Jugend im gleichen Tritt,
Will zum Sinken nicht taugen;
Bringet ein Fähnlein der Ehre mit,
Wischt die brennenden Augen.
Reicht wie Geschwister die zitternde Hand,
Feder den Kranz um die Schläfen band,
Kranz von Eichen und Linden:
Da will ich Deutschland finden! —

Armins Land war frei und fromm,
Die großen Ahnen sind tot,
Sie helfen uns nicht — Bruder komm:
Alle eine die Not!
Wissen von Vätern und Brüder Blut,
Lieben die Heimat, lieben sie gut,
Wollen Zerrissenes binden:
Neues Deutschland zu finden! —

Bruder, schlag' deine Trommel an
Laut über Hunger und Schande,
Hör' die sterbende Mutter an,
Totenglocken im Lande!
Hilf aus dem Staub die Fahne heben,
Laß die weinende Mutter leben,
Bleich und wund vor Sorgen:
Einmal — einmal ist Morgen! —

Sind ja Volk der Kämpfer und Väter,
Land ohne Reichtum und Lohn;
Werden selbst Ahnen, werden selbst Väter.
Denk deiner Pflicht, mein Sohn!
Süß, wer Gefallenes bauen darf,
Die nach uns kommen, sie richten scharf,
Jugend — sollst gläubig gefunden:
Aus Arbeit wird Gott gefunden!

Heinz Stegweitt.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Aus deutschen Sportquartieren

Die deutschen Kampfspiele 1926. Die Ausschreibung zu den deutschen Kampfspiele 1926, die bekanntlich im Kölner Stadion ausgetragen werden, ist nach den Beschlüssen des Kampfspieleausschusses in seiner ersten Sitzung am 14. März in Druck gegeben und steht allen Interessenten zur Verfügung. Die endgültige Fassung erfolgt in der zweiten Lesung, die voraussichtlich vom Kampfspieleausschuß am 27. Juni in Köln vorgenommen wird. Soweit man jetzt schon aus den mit Macht einsetzenden Vorbereitungen schließen kann, werden auch die deutschen Kampfspiele 1926 ein Propagandawerk großzügigster Art für den deutschen Sportgedanken. Pflicht jedes Deutschen ist es, sich in tätiger Weise einzusetzen für das große Fest, das beweisen muß, daß der deutsche Sport etwas bedeutet.

Fußballsport. Das allgemeine Interesse der großen deutschen Fußballgemeinde konzentriert sich jetzt auf die Endspiele um die deutsche Fußballmeisterschaft, die, nach dem Pokalsystem ausgetragen, 16 Vertreter der sieben Landesverbände im Kampfe vereint. Am ersten Mai-sonntag kam die erste Runde zum Austrag, in der es wieder einmal so ganz anders kam, als man dachte. Etwas bessere Favoriten wurden glatt aus dem Rennen geworfen, Mannschaften, die das Heer der Fußballkennner schon in der Endrunde sah.

Die schwerste Abfuhr erlitt der VfR Mannheim, der ruhmreiche süddeutsche Meister 1924/25. Unverhofft kommt oft; so hatte man das Vorrundenspiel der Mannheimer schon vorher beurteilt, weil man im Westen eben die TSV-Düsseldorf für eine Elf hielt, die im WSW tonangebend ist, obschon ihr widrige Umstände nur die Stelle des „Besten der Tabellzweiten“ einräumten. Aber was die Düsseldorf im Weidenpescher Park in Köln leisteten, das stellte selbst die kühnsten Erwartungen ihrer fanatischsten Anhänger in den Schatten. Sie brachten einen Kampfsgeist mit, der die Mannheimer erst dann zu Atem kommen ließ, als das Spiel schon verloren war; denn beim Stand von 4 : 0 war nichts mehr zu reißen, und obschon man es mit allen Mitteln versuchte, brachte man es nur auf ein armseliges Torlein, so daß es zum Schluß 4 : 1 für Düsseldorf hieß. 12 000 Zuschauer sahen dem aufregenden Spiele zu und lieferten dem DFB den Beweis, daß auch Kölns Fußballgemeinde an großen Sachen regen Anteil nimmt. Köln als Fußballstadt ist eben besser als ihr Ruf. Wenn auch die Mannheimer, die vielgerühmten, nicht wenig enttäuschten, so war man mit dem Spiel doch voll und ganz zufrieden. TSV's gediegenes Können entschädigte mehr als zur Genüge für den Ausfall des VfR und seiner Kanonen.

Ein bitteres Los traf auch den stolzen Hamburger SV, den einen Vertreter des Nordens, der übrigens den Schweden Karlsson, der vor kurzem erst aus seiner Heimat, wo er seiner Militärpflicht genügt hatte, nach Hamburg zurückgekehrt war, für den plötzlich erkrankten Beier mitspielen lassen durfte. Der Schwede tat sein Bestes, konnte aber die 2 : 1-Niederlage nicht verhindern, die sein Verein in der Verlängerung erlitt gegen den HSV Frankfurt, den dritten Vertreter Süddeutschlands, aus dessen Elf Pache, der Schweizer Internationale, einen gefährlichen Gegner gemacht hat. Beim HSV ist es wieder einmal mit der Herrlichkeit des Sturms vorbei, vorläufig wenigstens, das beweisen die letzten Resultate.

An der ersten Klippe gescheitert ist auch der starke VfB-Leipzig, Mitteldeutschlands Meister, der wieder einmal nach langer Pause in die engere Wahl für höhere Würden kam. Die frische Art von Breslau OS bewies den Leipzigern, daß mit dem Munde allein keine Spiele gewonnen werden; denn im Reden waren die Sachsen groß, weniger groß aber im Schießen, sonst wären die vielen Vorgelegenheiten besser ausgenützt worden.

Einen Triumph für den Westen bildeten neben dem feinen Resultat der TSV-Düsseldorf auch die Siege der beiden anderen WSW-Vertreter. Sowohl der Duisburger SV als auch Schwarz-Weiß Essen siegten mit 2 : 1 über nicht gerade starke Gegner; denn weder Alemannia-Berlin noch Viktoria-Forst sind Deutschlands Conderlasse beizuzählen. Die Erfolge gewinnen aber deshalb an Bedeutung, weil die beiden Westdeutschen ihre Widersacher auf fremdem Boden fern der Heimat schlagen mußten. Unponierend waren die Siege ja nicht, aber es waren immerhin Siege, die sämtliche Vertreter Westdeutschlands in die zweite Runde brachten, was keinem andern Verband gelang.

Nur knapp abgetan wurden die schier unmöglichen Außenseiter; denn weder der 2 : 0-Sieg des 1. FC Nürnberg über den 1. SV Jena, noch der in der Verlängerung erstrittene 3 : 2-Erfolg der Hertha-Berlin über VfB-Königsberg, noch der 4 : 2-Triumph von Altona 93

über Titania-Stettin wurden so ganz reibungslos erstritten. Aber behauptet haben sich wenigstens die, die dachten, ihre Gegner mit einer leichten Handbewegung niederhalten zu können.

Heute mir, morgen dir, so kann es auch noch denen ergehen, die dem t. o. in der ersten Runde entgangen sind. Die kommenden Runden sind verständlicherweise weit gefährlicher und keiner von den „Acht“ ist schon an allen Fährnissen vorbei. Ob der Westen am Abend des 17. Mai, dem Tag der zweiten Vorrunde, wieder mit berechtigtem Stolz auf seine drei Vertreter blicken kann, bleibt abzuwarten. Fest steht, daß alle drei sich auch fernerhin wacker schlagen werden, selbst wenn sie gegen die Besten antreten müssen.

Leichtathletik. Das große Frühjahrereignis der Leichtathletik bildet alljährlich die Deutsche Waldlaufmeisterschaft. Der Wettbewerb kam am Sonntag im Bergedorfer Gelände bei Hamburg über eine 10 Kilometer lange schwierige Strecke zum Austrag und sah 37 Einzelläufer am Start, von denen der vorjährige Meister Graßmann seinen Titel mit Erfolg verteidigen konnte. Der Favorit Hufen (Hamburg) führte bis zur Hälfte des Weges, war aber dann vollkommen erschöpft und mußte aufgeben. Nun lagen Dredmann (Hamburg) und Graßmann zusammen an der Spitze, zu denen sich später auch noch Volke (Hamburg) gesellte. Graßmann lief auf dem letzten Teil des Weges seinen Gegnern einfach davon und gewann überlegen gegen Volke, der im Endkampf Dredmann noch auf den dritten Platz verweisen konnte. Die Mannschaftsmeisterschaften ergaben nur einen knappen Sieg des Hamburger Polizeivereins vor dem Berliner Polizeisport.

Die Hessen-Preußen aus Kassel hatten schon für den ersten Mai-sonntag leichtathletische Wettkämpfe ausgeschrieben, die den Reigen der diesjährigen Bahnveranstaltungen eröffneten. Die Besetzung war teilweise hervorragend. Besonders interessierte der erste Start der beiden deutschen Meister Houben und Pelker. Houben hatte über 100 Meter keinen Gegner zu fürchten und gewann, wie er wollte, in 11,1 Sek. Pelker, der sich auf den Hürdenlauf verlegt hatte, erfocht über 400 Meter Hürden einen recht eindrucksvollen Sieg in 54,3 Sek., trat dann aber nur in den Staffeln an, so daß das Zusammentreffen mit dem Finnländer Rah, der jetzt in Hannover anfassig ist, über 1500 Meter leider ausfiel.

Das größte Ereignis des Westens auf dem Gebiete der Leichtathletik geht am 24. Mai vor sich. Von großen sportlichen Kämpfen umrahmt, kommt an diesem Tage die Rheinstaffel zur Entscheidung, die auf dem Wege von Neuz nach Düsseldorf ausgetragen wird. Der große Staffellauf bedeutet eine Kraftprobe, eine Leistungsfähigkeit der Vereine und wird sicherlich einen großen Erfolg zeitigen.

Der diesjährige leichtathletische Länderkampf Westdeutschland-Holland findet am 16. August auf holländischem Boden, und zwar in Nymwegen, statt. Seitens der Holländer ist der bekannte holländische Athletikführer de Wolff mit den Vorarbeiten betraut. Die Westdeutschen werden alles daran setzen, um ihren beiden bisherigen Siegen einen neuen beizureihen.

Handballsport. Für den 17. Mai hat der Handballausschuß der DSB die Vorrundenspiele um die deutsche Handballmeisterschaft angesetzt und zwar spielen: In Hagen (Westfalen) Herren: Westdeutschland-Norddeutschland (Schiedsrichter Dutine, Frankfurt), Frauen: Westdeutschland-Süddeutschland (Schiedsrichter Soost, Berlin); DSB-Vertreter: Neuhoff (Leipzig); in Stettin Herren: Balten, Berlin (Schiedsrichter Burmeister, Hamburg), Frauen: Balten, Berlin (Schiedsrichter Rüppers, Hamburg), DSB-Vertreter: Köppe (Leipzig); in Halle a. S. Herren: Mitteldeutschland-Süddeutschland (Schiedsrichter Hirsch, Berlin), Frauen: Mitteldeutschland-Südostdeutschland (Schiedsrichter Fleury, Nürnberg), DSB-Vertreter: W. Hofmann (Leipzig). Spielfrei ist Südostdeutschland. Für Westdeutschland tritt voraussichtlich TSV-Düsseldorf, für Süddeutschland SV-Darmstadt, für Berlin der Polizei-SV-Berlin, für Südostdeutschland die Breslauer Sportfreunde und für das Baltenland Polizei-SV-Stettin an.

Hockey. Am vorletzten Aprilsonntag wurde auf dem Plaze des Berliner Hockey-Clubs das Endspiel um den Silberschild des deutschen Hockey-Clubs ausgetragen. Die im Vorjahre erfolgreich gewesen

Berliner mußten diesmal den Süddeutschen Schild, die höchste Trophäe des deutschen Hockey-Sports, überlassen. Berlin ging in Führung. Süddeutschland glich wenig später aus. Nach etwa 25 Minuten vermochte Simon durch eine Vorlage von Boche wiederum Berlin in Führung zu bringen. Aber schon zwei Minuten später hatten die Süddeutschen den Ausgleich erzwungen. Gleich nach dem Wechsel fiel dann die Entscheidung. Zwei von Theo Haag zu Torerfolgen verwandelte Strafschüsse innerhalb der ersten fünf Minuten erhöhten den Vorsprung von Süddeutschland auf 4:2. Trotz der Anstrengungen Berlins war an ein Aufholen nicht mehr zu denken. Fünf Minuten vor Schluß verwandelte Müller eine Vorlage Boches zum dritten Tor für Berlin, und dabei blieb es.

Mit diesem überaus wichtigen Spiel nähert sich die Hockey-Spielzeit allmählich ihrem Ende. In den Vereinen stellt man sich auf den Sommersport des Hockey-Spiels, auf Tennis ein. Der DHB trägt allerdings noch im Mai ein Länderspiel gegen Österreich aus, das von der in starker Aufstellung antretenden deutschen Ländereise gewonnen werden sollte. Für die Saison 1925/26 hat der DHB bereits zwei weitere Länderspiele gegen die Schweiz und gegen Holland abgeschlossen, die wohl den Beweis dafür bringen werden, daß der deutsche Hockey-Sport in Europa führend ist.

Radsport. Der deutsche Radsport regt sich mächtig. Sowohl die deutschen Amateure als auch die deutschen Berufsfahrer bewiesen bereits zu wiederholten Malen ihr gutes Können. Von besonderer Wichtigkeit waren die B. D. R.-Rennen am ersten Mai Sonntag im Kölner Stadion, die als Hauptereignis einen offiziellen Länderkampf Deutschland-Belgien brachten. Die deutschen Amateure erwiesen sich ihren Gegnern weit überlegen und errangen einen ganz leichten Sieg. Namentlich der deutsche Meister Oszmella bewies seine ausgezeichnete Form. Von den Berufsfahrern ist besonders der Steher Wittig zu nennen. Er eilte in seinen bisherigen Rennen von Sieg zu Sieg und belegte in Paris einen sehr ehrenvollen zweiten Platz, in einer Runde mit dem Sieger Leon Vanderstuyft eintommend. Auch Salbow, der deutsche Stehermeister, erhartete mehrfach auch durch Siege in Paris sein großes Können; leider tat er am 1. Mai in Chemnitz einen schweren Sturz, dessen Folgen er hoffentlich bald überwunden hat. Außerdem konnte sich noch der kleine Sawall verschiedentlich auszeichnen.

Flugsport. Der Aero-Klub von Deutschland hat nunmehr die endgültige Nennungsliste zu dem deutschen Rundflug 1925 um den „B.-Z.-Preis der Lüste“ herausgegeben. Insgesamt sind 91 Meldungen eingelaufen. Die Gruppe A (Flugzeuge bis zu 40 PS) schnitt mit 29 Unterschriften so gut ab, wie man es nicht erwarten zu dürfen glaubte. Auch die zweite Klasse, in der Flugzeuge von 40 bis 80 PS startberechtigt sind, schnitt hervorragend ab. 35 Flugzeuge wollen sich um den Gruppenpreis bewerben. Zweifellos wird somit auch der deutsche Rundflug 1925 ein bereichendes Zeugnis dafür ablegen, daß der deutsche Flugsport eifrig bemüht ist, den durch besondere Verhältnisse nach dem Kriege verlorenen Boden wieder aufzuholen. Der dritte Küstenflug-Wettbewerb in Rosfitten hat am 29. April mit den Vorwettbewerben begonnen. Leider war das Wetter an diesem Tage recht ungünstig, es regnete andauernd. Am Vormittag stieg als erster der bekannte Segelflieger Epenlaub auf einem Leichtflugzeug mit Hilfsmotor auf. Sein längster Flug dauerte 25 Minuten. Im Fliegerlager selbst herrschte reges Leben. Insgesamt nehmen

an den Wettbewerben etwa 30 Flugzeuge teil, das sind fast doppelt so viele als im vorigen Jahre. Am ersten Tag des eigentlichen Wettbewerbs gab es bereits einen größeren Dauerflug. Fuchs, der sich auf dem „Alten Dessauer“, einem Segelflugzeug der Technischen Hochschule in Cöthen, um 8 Uhr morgens in die Lüfte erhob, brachte einen Flug von über 7 Stunden zustande, womit er zwar den vorjährigen Rekord des ostpreussischen Volksschullehrers Schulz nicht verbesserte, aber den Beweis erbrachte, daß den Franzosen, die augenblicklich den Weltrekord im Segelflug halten, diese Höchstleistung entrisen werden kann.

Schwimmen. Die deutsche Hallensaison erreichte mit den Schwimmfesten in Leipzig und Magdeburg ihren Höhepunkt. Rademacher (Hellas-Magdeburg) konnte sich dabei besonders auszeichnen. Was geleistet wurde, erblickt am besten aus den neuen Rekorden, die nach beiden Festen als deutsche Höchstleistungen anerkannt wurden. Es sind das: Herren: 400-Meter-Brust: Rademacher (Magdeburg) 6:05; 100-Meter-Rücken: Frölich (Magdeburg) 1:15;

100-Meter-Freistil: Heinrich (Leipzig) 1:02,1; 200-Meter-Freistil: Heinrich (Leipzig) 2:24,6. — Damen: 200-Meter-Brust: Frä. Murray (Leipzig) 3:20,2; 400-Meter-Brust: Frä. Murray (Leipzig) 7:23,3; 100-Meter-Rücken: Frä. Rehborn (Bochum) 1:31; 200-Meter-Freistil: Frä. Lehmann (Dresden) 3:08,6; 400-Meter-Freistil: Frä. Lehmann (Dresden) 6:41,2.

Von besonderer Bedeutung sind auch die drei Siege, die Rademacher in Stockholm herauschwamm. Er besiegte den Schweden Linder über 100-, 200- und 400-Meter-Brust jedesmal in guter Zeit.



Sport-Vereinigung „Siemens“ e. V. — Rugby-Abteilung
Verbandsspiel 15. 2. 25 gegen Akademischer Sport-Club Leipzig

Der Amsterdamer Damenschwimmverein hatte für seine internationalen Wettkämpfe einige Schwimmerinnen verpflichtet. Frä. Murray (Leipzig) gewann das 100-Meter-Rückenschwimmen in 1:36,2 Sek. und das 200-Meter-Brustschwimmen in 3:24,8, Frä. Lehmann (Dresden) belegte im 100-Meter-Freistil den zweiten und im 400-Meter-Freistil den dritten Platz.

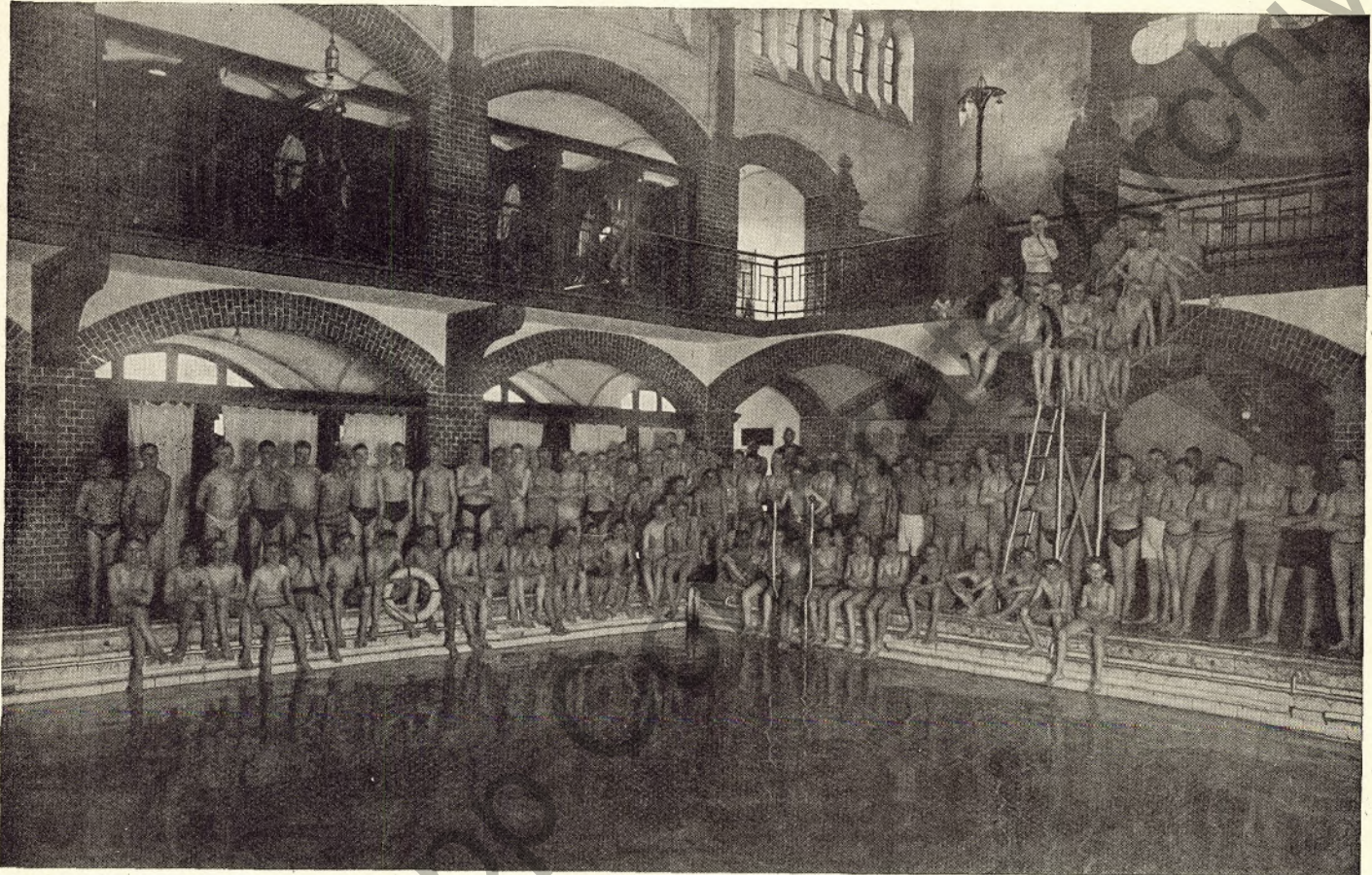
Die Mitte Mai beginnende Sommersaison findet also die Hauptvertreter des deutschen Schwimmsportes gut gerüstet vor. Leute wie Rademacher, Frölich, Heinrich, Dahlem usw. haben außer Johnny Weismüller und Arne Borg keine ausländische Konkurrenz zu fürchten. Auch in den Staffeln liegt Deutschlands Vertretung bei Hellas-Magdeburg, Rhodus-Köln, Magdeburg 96 und Poseidon-Köln in guten Händen.

Wassersport. Das Training der Rudervereine nimmt trotz der bisher meist noch unfreundlichen Witterung allenthalben seinen sachgemäßen Fortgang. Die Trainingsverpflichtung hat überall bereits im März stattgefunden, und bei den bisherigen Übungen hat sich das im Winter eifrig betriebene Hallenrudern in erheblichem Maße bemerkbar gemacht. Viel Arbeit ist allerdings noch zu leisten vor den großen Regatten, die Mitte Mai beginnen. Bei dem Ernst, mit dem die vielen deutschen Rudervereine jedoch das Training aufnehmen und bei der kundigen Leitung, die von den zahlreichen in Deutschland tätigen Berufs- und Amateurtainern ausgeübt wird, ist aber sicherlich zu hoffen, daß auch der deutsche Rudersport im Jahre 1925 Leistungen vollbringt, die wie bei der Stockholmer Olympiade im Jahre 1912 der ganzen Welt Achtung abringen.

Deutsche Turnerschaft

Der gewaltige technische Umschwung, der im letzten Jahrzehnt in der Deutschen Turnerschaft Platz gegriffen hat, hat auch die turnerische Jugendbewegung nicht unberührt gelassen. Im Zusammenhange mit den großen Jugendströmungen unserer Zeit hat sich eine eigene Jugendbewegung in der Deutschen Turnerschaft entwickelt, die von dem Jugendwart der Deutschen Turnerschaft Dr. Neuendorf in Mülheim a. d. Ruhr (jetzt Berlin) ins Leben gerufen wurde. Seitdem pulst reiches Jugendleben in der Deutschen Turnerschaft. Kreise und Gauen wetteifern, die hohe Aufgabe — Erziehung der Jugend — immer mehr zu vervollkommen und auszubauen. In dieser Hin-

flucht, Felling, Losch und Braun; außerdem Schampera-Hattingen, Strauch-Paderborn, Grote-Hagen. Geplant ist für die Vorführungsabende ein geregeltes Rürturnen am Reck, wobei die verschiedensten Arten der Schwünge und Abgänge, zunächst in einfacher, dann immer schwierigerer Form gezeigt werden sollen, ein ähnliches Turnen am Barren, Sprünge am Pferd sowie eine kurze Gruppe von Freiübungen. Für die letzteren wird jedenfalls dieselbe Gruppe von Übungen gewählt werden, die eine andere Kiege der Deutschen Turnerschaft beim Eidgenössischen Turnfest in Genf zeigen und vom Oberturnwart der Deutschen Turnerschaft, Runath-Bremen,



Schwimmbassin in der Städtischen Badeanstalt in Gelsenkirchen

sicht hat der Emscher-Ruhrgau durch die Einrichtung des Bannerkampfes etwas Herrliches und Ruhbringendes geschaffen. Im Jahre 1922 eingeführt, war es zweimal der Jungmannschaft des Turnvereins Bochum 1848 vergönnt, das Gaujugendbanner zu erringen. Im vorigen Jahre mußte sie sich jedoch der besseren Mannschaft der Turngemeinde Bochum beugen. Das Banner trägt die westfälischen Farben rot-weiß. Die eine Seite zeigt das Wappen der D. T., während auf der anderen Seite das westfälische Roß mit der Unterschrift „Herz und Hand dem Vaterland“ zu sehen ist.

Finlandreise der westfälischen Turner. Das Zustandekommen einer Auslandsfahrt der besten Geräteturner Westfalens ist nunmehr gesichert. Der Gedanke, eine Turnriege nach Finnland zu schicken, um dort einmal das deutsche Turnen vorzuführen, war ursprünglich in der Berliner Turnerschaft gefaßt worden; doch zerfiel dort der Plan, wie es scheint, aus finanziellen Schwierigkeiten. Dafür wird nun der westfälische Turnkreis, der bekanntlich über eine ganze Reihe hervorragender Geräteturner verfügt, eine solche Riege zusammenstellen, die nach der Reihe einige norddeutsche Städte, wie Bremen, Hamburg, Stettin, weiterhin Danzig, aufsuchen wird, um dort Proben ihres Könnens zu geben. Dann soll die Reise weitergehen nach Finnland, wo der Besuch der drei größten Städte, Helsingfors, Abo und Wiburg, vorgesehen ist. Auf der Rückfahrt soll Königsberg, der Mittelpunkt der deutschen Kultur im Osten, aufgesucht werden. Die näheren Bestimmungen für die Reise sind bereits festgelegt. Es werden folgende bekannte Turner zu der Riege gehören: die Bochumer Ludwig und Kargol, die Dortmunder

aufgestellt wird. Die Reise der Westfalen wird voraussichtlich im Juni vor sich gehen. Damit alle Übungen, die zur Vorführung gelangen, tadellos und ohne jeden Fehler dargestellt werden, sollen die obengenannten Turner jeden Sonntagmorgen im Dortmunder Eintrachtshause, das die beste Übungsgelegenheit bietet, unter Leitung des Kreisoberturnwarts Regener gemeinsam üben. Regener wird die Riege auch auf der Vorführungsreise leiten.

*

Der Rugbysport in der Sport-Vereinigung „Siemens“. Die Sport-Vereinigung „Siemens“, als rührige Förderin des deutschen Amateur-Sportgedankens allgemein bekannt, entschloß sich vor etwa 1 1/2 Jahren zur Gründung einer Rugby-Abteilung und trat damit als dritter Verein der Berliner Rugby-Gemeinde vor die Öffentlichkeit. Die Eigenart dieses Sportzweiges und seine leider noch zu wenig verbreitete Pflege erheischten einen engeren Zusammenschluß aller mitteldeutschen Rugbyvereine, der am 15. August 1924 unter unserer bedeutenden Mitwirkung durch die Bildung des Brandenburg-Mitteldeutschen Rugby-Verbandes zum Ausdruck kam. Dadurch ist allen angeschlossenen Vereinen eine regelmäßige Betätigung auch auf diesem Sportgebiet gewährleistet, und es steht zu erwarten, daß dies wiederum eine Mehrung der aktiv-spielerisch tätigen Mannschaften zeitigt. Unser Bild bringt die erste Begegnung im fälligen Verbandsspiel der 1. Serie 1924/25 am 15. Februar d. J. gegen den Akademischen Sport-Club Leipzig (schwarze Kleidung), welches Leipzig mit 12 : 3 Punkten zu seinen Gunsten entscheiden konnte. Freundschaftliche Beziehungen zu allen namhaften deutschen Rugby-Vereinen sichern uns den weiteren erfolgreichen Ausbau dieser jungen Abteilung.

Bö.

Die Geräte-Wettkämpfe unserer Werkschulen

Ergebnisse:

1. Die Werkschule der G. B.-A.-G. siegreich im Kampfe gegen die Werkschule der Dortmunder Union mit 905 zu 888 Punkten.

2. Die Schlosserlehrlinge bleiben Sieger über ihre Freunde, die Formerlehrlinge, mit 862 zu 818 Punkten.

3. Der Verteidiger des Wanderpreises des Herrn Direktors Schneider, der Schlosserlehrling Dilschert, der erste Sieger beim Gaujugendturnen des Ruhrgebietes, erringt zum zweiten Male diesen wertvollen Preis mit 113 Punkten.

Bei den oben genannten Werkschulen bildet die körperliche Erziehung der Werkschüler einen Teil der allgemeinen Erziehung und wird den übrigen Erziehungsmaßnahmen gleichgestellt. Dadurch wird erreicht, daß die gesundheitliche Not der Jugend vermindert und schon nach einer kürzeren Lehrzeit ganz beseitigt wird.

Besondere Beachtung schenkt man aber auch dem Leistungsprinzip. Fast jeder junge Mensch trägt ja in sich den Trieb: immer der Beste zu sein und vor anderen eine Auszeichnung zu erhalten. Dieses

Bei dieser Gelegenheit soll aber auch einmal den Eltern unserer Lehrlinge empfohlen werden, mehr Anteil an den Bestrebungen der Werkschule zu nehmen. Bei größeren Veranstaltungen bekommt man fast immer nur die Väter und Mütter zu sehen, die sich gerne selbst überzeugen, wie und wo ihre Söhne turnen, schwimmen und anderes mehr. Und zudem werden die Veranstaltungen ja immer so gelegt, daß es den Vätern sicher möglich ist, denselben beizuwohnen. Also ihr Eltern! Zeigt mehr Interesse für das Schaffen und Streben der Lehrjugend. Entschuldigungen mit der Begründung des Zeitmangels darf es nur in besonderen Fällen geben, denn wer ernten will, muß säen und sich die Zeit dazu nehmen.

Noch nun wieder zu unserem Wettkampf. Bei der Würdigung der Leistungen muß zunächst erwähnt werden, daß das Geräteturnen bei der Dortmunder Werkschule im Vergleich zum Vorjahre einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen hat.

Man sah es den Gästen an, daß sie auch während der letzten Monate in turnerischer Beziehung in guten Händen waren und unter der Anleitung ihres Turnwarts, Herrn Schürhoff, ihren Körper gut durchgebildet haben. Wenn sie es trotzdem nicht vermochten, als Sieger nach Dortmund zurückzukehren, so haben sie es nur den „Kanonen“ des Gegners zuschreiben. Und zu diesen „Kanonen“ zählt in erster Linie der Erringer des Wanderpreises, der Lehrling Dilschert, der neben seinem Freunde Grube, welcher auch zur Werkschule der G. B.-A.-G. gehört, augenblicklich der beste Geräteturner der Turnerjugend des Ruhrgebietes ist. Besonders gute Leistungen bot aber auch der Lehrling Milaukfi von Dortmund, der mit 108 Punkten nur 5 Punkte hinter dem ersten Sieger zurückblieb. Möge es ihm darum gelingen, beim nächsten Kampf als Belohnung für sein ernstes Streben als erster Sieger hervorzugehen.

Zu dem Wettkampfe der Formerlehrlinge gegen die Schlosserlehrlinge ist noch zu sagen, daß die Formerlehrlinge angenehm enttäuscht. Auch ihre Leistungen sind bedeutend besser geworden, nur vermehrte man bei ihnen allgemein den exakten An- und Abgang zum bzw. vom Gerät. Dadurch büßten sie manchen wertvollen Punkt ein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Gelsenkirchener Turner das Vertrauen, welches ihr Turnwart, Herr Wiertulla, in ihr Können setzte, vollauf rechtfertigten.

Zum Schlusse der Veranstaltung nahm der Vorsitzende des ersten Bezirks des Ruhrgebietes die Siegerehrung vor. Mit einem dreifachen „Gut Heil!“ auf die drei Wettkampf-Mannschaften schloß er das in allen Teilen gut gelungene Geräte-Wetturnen.

* * *

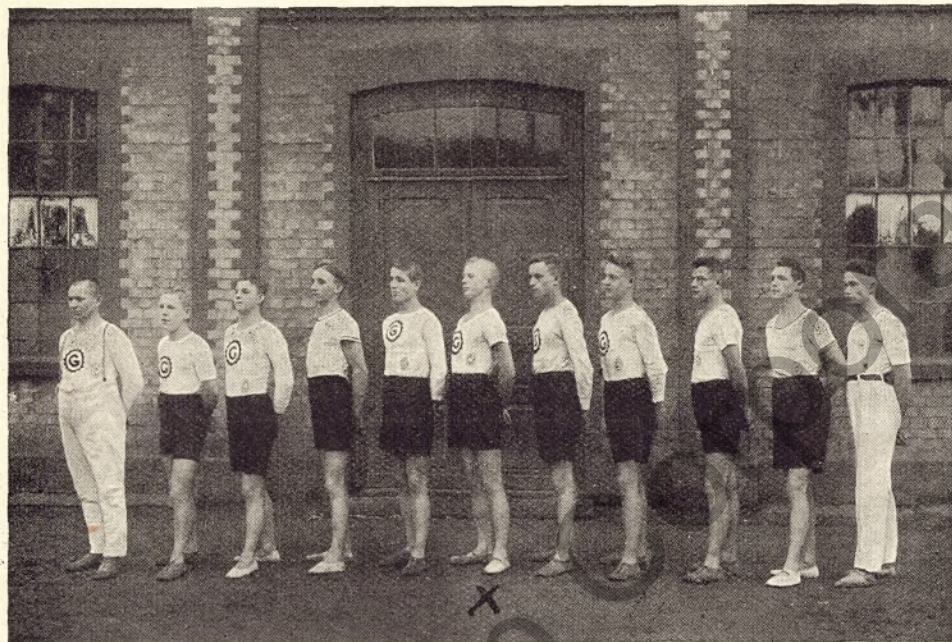
Die Lehrlinge der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft Abt. Schalke im Wettkampf

Wett- und Werbeschwimmen des Turn- und Sport-Vereins

Von Sportwart Höpftner, G. B.-A.-G.

Das große Werbeschwimmfest ist vorüber. Am 19. April d. Js. fand es in der städt. Badeanstalt in Gelsenkirchen unter der Teilnahme der Mülheimer und Essener Vereine statt. Mehrere hundert Zuschauer folgten mit gespannter Aufmerksamkeit den Darbietungen. Um es gleich vorweg zu sagen — der Versuch, durch ein öffentliches Wettschwimmen über den lokalen Vereinsbereich hinaus werbend zu wirken, ist vollauf gelungen. Mit großem Eifer und sichtlicher Freude machten die Jugendlichen ihre Kräfte. Ganz besonders spannend gestalteten sich die Staffeln, in denen eigentlich von der ersten bis letzten Bahn gekämpft wurde. Auch das Jugendspringen vom 1- bzw. 3-Meter-Brett bot gute Leistungen. Teilweise sah man schwierige Sprünge ganz ausgezeichnet ausführen.

Einen besonderen Raum nahmen noch das Rettungsschwimmen sowie die humoristischen Vorführungen ein. Auch des Lehrlingsorchesters sei noch gebührend gedacht, welches das Fest mit seiner Musik verschönte.



Streben führt nun dazu, daß fast bei allen Lehrwerkstätten und Werkschulen freiwillige Turn- und Sportabteilungen entstehen, die gewissermaßen organisch aus dem Schulturnen herauswachsen. In diesen Turn- und Sportabteilungen finden sich nach der Arbeitszeit die Lehrlinge ein, um den eigentlichen turnerischen „Schiff“ zu bekommen. Aus den Wettkämpfen schöpft dann das Schulturnen wieder neue Anregungen, andererseits werden die Lehrlinge zu stets neuem Eifer angespornt. Dieses ist auch der Zweck, den die genannten Werkschulen bei der Abhaltung von Geräte-Wettkämpfen verfolgen. Da bisher immer Dortmund der Schauplatz der Wettkämpfe war, wurde in diesem Jahre Gelsenkirchen als Kampfstätte bestimmt.

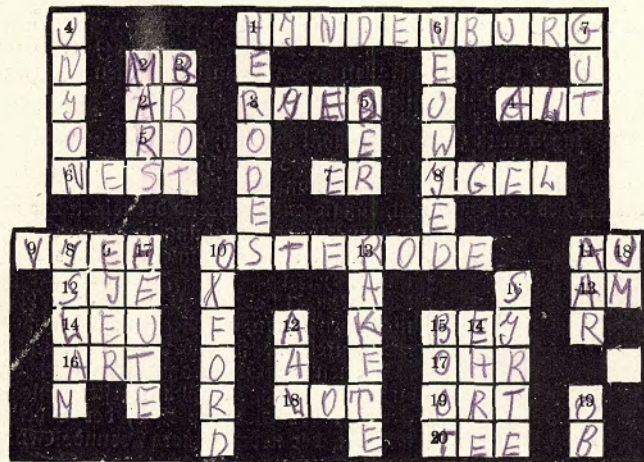
Eine besondere Bedeutung erlangte der Wettkampf noch dadurch, daß gleichzeitig die Schlosserlehrlinge und Formerlehrlinge der G. B.-A.-G. eine alte Rechnung begleichen wollten. Denn bei den vorjährigen Wettkämpfen gingen die Schlosserlehrlinge als Sieger hervor.

Den Kampfrichtern, alten erfahrenen Turnern vom Turner-Club 1874 und vom Turnverein „Eintracht“ Dortmund, stellten sich drei Mannschaften zum Kampf. Geturnt wurden je zwei selbstgewählte Übungen am Pferd, Barren und Reck. Mit einem flotten Marsch leitete das Lehrlingsorchester den ersten Teil des Wettkampfes ein. Darauf folgte ein vom Lehrling Schnitzpan vorgetragener Prolog und die Wiedergabe einer Serenade von Mozart durch das Orchester. In rechter Sonntagsstimmung, draußen war heller Sonnenschein, folgten die zahlreichen Zuschauer den einzelnen Darbietungen. Neben den Eltern der Lehrlinge waren Beamte und Vertreter der G. B.-A.-G. bzw. der Direktion und als Vertreter der Stadt Gelsenkirchen Herr Regierungsrat Kornemann erschienen. Die Begrüßungsansprache hielt Herr Werkschulleiter Dellwig, der auch den Zweck und das Wesen der Veranstaltung klarlegte.

Rätsel

Kreuzworträtsel

Von G. Flehsig, Union-Dortmund



Wagerechte Reihen:

1. Hervorragender deutscher Heerführer. 2. Flächenmaß. 3. Schilf. 4. Eigenschaftswort. 5. Griechischer Buchstabe. 6. Vogelhort. 7. Persönliches Fürwort. 8. Tier. 9. Sammelname für Tiere. 10. Stadt in Ostpreußen. 11. Ausruf des Schmerzes. 12. Persönliches Fürwort. 13. Verhältniswort. 14. Raubtier. 15. Türkischer Beamter. 16. Gattung. 17. Teil des Kopfes. 18. Maß. 19. Begrenzter Raum. 20. Getränk.

Senkrechte Reihen:

1. Biblischer König. 2. Planet. 3. Wichtiges Nahrungsmittel. 4. Bekanntes Eisenwerk Westfalens. 5. Artikel. 6. Städtchen im Rheinland. 7. Eigenschaftswort. 8. Religion. 9. Landwirtschaftliche Produkte. 10. ausländische Universität. 11. Fluß in der Schweiz. 12. Fisch. 13. Feuerwerkskörper. 14. Abstrakter Begriff. 15. Wasserfahrzeug. 16. Bucht an der Küste Afrikas. 17. Zeitbestimmung. 18. Verhältniswort. 19. Sibirischer Fluß.

Rätselsprung

Von Hans Esser, Düsseldorf

	sch	ge	ter	er	ne	am	in	als	
ie	wei	bie	tri	ging	im	ist's	schen	rai	se
auf	kni	bur	sch	liegt	mut	nun	ei	ob	wei
ne	zei	bor	einf	ein	mir	win	fer	lei	ne
ver	er	chen		ben	ne		—	be	ter
gei	mit	ge		lo	chen		ei	woll	ihm
auf	flu	ver	ich	buns	nen	und	rei	be	ich
schmerz	te	gen	ren	nen	weg	in	lie	hand	te
er	sten	be	nen	sah	gen	fremd	hilfs	sah	reit
	gü	tran	wü	am	sei	ran	die	ling	

Silbenrätsel

Von H. Koch, Bochum

a - am - an - beel - ber - hub - de - de - der - di - dol - e - e - ei - er - ex - fen - fi - fin - fiß - gau - gen - he - in - ka - te - to - lenz - lob - me - ment - mer - na - ne - nel - ni - ni - ni - no - now - nus - o - pös - ra - ra - re - ri - ri - rus - si - ta - te - tes - the - tin - tri - tru - um - ur - us - va - ve - Vedeau - ver - vol - wal - ze - zel - zenz - zit.

Aus obigen Silben sind 26 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein allbekanntes Zitat aus Goethes „Faust“ ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Riesiges Säugetier, 2. Erdteil, 3. Stern erster Größe, 4. Fehlbetrag, 5. Gefäß, 6. Genie, 7. Stadt in Brandenburg, 8. Türkischer Titel, 9. Waffe, 10. Teufel, 11. Behälter, 12. Planet, 13. Bekannte Stadt in Bayern, 14. Gemischer Grundstoff, 15. Blütenteil, 16. Gedichtart, 17. Papstname, 18. Geometrische Zeichnung, 19. Untugend, 20. Blume, 21. Römischer Feldherr, 22. Weiblicher Vorname, 23. Lehtwillige Verfügung, 24. Titel, 25. Abschlagszahlung, 26. Gift.

Auflösung der Rätsel in Heft 2

Kreuzworträtsel

N	o	r	w	e	g	e	n			A
	h				a	r		A	a	r
	r	e	b	u	s		O	b		m
M		s	i	r		d	e	r		e
a	n		s			r	a			n
t	e	e						m	a	i
h		i	f			b		b	e	
i		n	o	e		D	o	n		n
l		e	x		N	a	b	o	b	
d	o	m		A	u				e	
e			E	s	t	r	e	l	l	a

Richtige Lösungen sandten ein:

Ehr. Rippstein, S.-S.-W., Nürnberg. — Gust. Brell, Versandgehilfe der S. B.-A.-G., Zeche Bonifacius. — G. Flehsig, Dortmunder Union, Abt. Brückenbau. — Arthur Taubhorn, Angestellter der Dortmunder Union, Abt. Thomaschlammühle. — Martin Eickmann, Verbandsbeamter der S. B.-A.-G., Abt. Schalte (Hochöfen). — Franz Schumann, S.-S.-W., München, Bahnabteilung. — Wilh. Käse, Elektrosteiger, Zeche Carolinenglück, Bochum. — Fritz Puhl, Bochumer Verein.

Büchermarkt

Das Haus der Funkindustrie.

Die Große Deutsche Funkausstellung, mit der am 4. Dezember 1924 das Haus der Funkindustrie in Berlin eingeweiht und eröffnet wurde, hat in der Öffentlichkeit, man kann sagen der ganzen Welt, die besondere Aufmerksamkeit auf das neue Haus gelenkt, dessen Errichtung allenthalben nicht nur in Deutschland, sondern im ganzen Ausland bis jenseits des Ozeans als ein überzeugender Beweis für den Wiederaufbauwillen und die Latkraft des deutschen Volkes gefeiert worden ist.

Eine neue Schriftenfolge, die Erich Röhrer unter dem Titel „Deutsche Arbeit“, Beiträge zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft, herauszugeben beginnt (in der Deutschen Verlags-Altiengesellschaft, Berlin W. 9),

gibt eine fesselnde Darstellung der Baugeschichte des Hauses, das bekanntlich trotz seiner gewaltigen Ausmaße in weniger als vier Monaten errichtet worden ist. Die Geschichte Auswahl der Bilder gibt eine chronologische Übersicht über die einzelnen Baustadien und damit eine anschauliche Vorstellung von dem Arbeitstempo. Der billige Preis (Mk. 1,50) wird eine weitreichende Verbreitung des Heftes ermöglichen.

Arbeitschaft und Erfüllungspolitik von Socius. Betrachtungen eines alten Gewerkschafters über die Folgen des Dawes-Gutachtens, insbesondere für die Arbeitszeit in Deutschland. Verlag der Deutschen Wirtschaftspolitischen Gesellschaft Berlin W 35, Lühowstr. 8.

Was nicht länger verschwiegen werden kann, wird in dieser Schrift durch einen ergauten Gewerkschaftsführer nüchtern und verständlich dargelegt. Die Erkenntnis muß sich dem ganzen Volke mit eherner Gewalt aufdrängen, daß die Ursachen unserer schwierigen Lage, unseres ganzen Elendes nicht etwa, wie hier und da noch jemand zu behaupten wagt, bei den Arbeitgebern liegen, sondern einzig und allein außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes als Folge des verlorenen Krieges. Mit zwingender Notwendigkeit ergibt sich daraus die Folge, daß die Einführung eines schematischen Achtstundentages ein vollkommen unmöglich Ding ist — wenigstens vorläufig.

Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Geschäftsbericht 1923 und 1924, erstattet von der Geschäftsführung. Berlin 1925.

Der an den Bericht für 1922 unmittelbar anschließende vorliegende Bericht beschreibt den Weg, den die deutsche Wirtschaft von der Inflation und dem Zusammenbruch unserer Währung über die Einführung der Rentenmark und den Wiedereintritt festerer Verhältnisse zu ihrem heutigen Zustand zurückgelegt hat. Der Wert der Veröffentlichung liegt darin, daß es sich nicht um eine historische Darstellung der sozialpolitischen Vorgänge während der Berichtszeit mit ihren leidenschaftlichen politischen Auseinandersetzungen und ihrer Überfülle von sozialpolitischen Gesetzen sowie um eine Materialsammlung handelt, sondern daß der Bericht zum heutigen Stand der Dinge Stellung nimmt und Ausblick auf die Gegenwart und, soweit möglich, auch auf die Zukunft zeigt. In gehaltvollen, teilweise erschöpfenden Darlegungen gibt der Bericht Auskunft über alle Fragen, die mit diesen Verhältnissen im Zusammenhang stehen.

Die nervöse Schlaflosigkeit und ihre Behandlung. Von Dr. J. Finckh, Arendsee i. M. München 1924. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Smelin. Preis 1,20 Mk.

Ist Rauchen eine Lebenshemmung? Ein Wort zur Aufklärung an Raucher und Nichtraucher von Karl Krauß, Ingenieur. Jugendbund-Buchhandlung, Berlin — Friedrichshagen 1921.

Der Verfasser führt einen scharfen Kampf gegen das Rauchen überhaupt, besonders aber in geschlossenen Räumen und weist nachdrücklich auf die gesundheitsschädlichen Folgen hin.

Eierseele und Menschenseele. Von Wilhelm Bölsche. Mit 7 Abb. im Text. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Frandhsche Verlagsbuchhandlung. Preis: geh. 1,20 Mk., geb. 2 Mk.

Unbewußtes Seelenleben. Die Psychoanalyse Freuds in ihren Hauptzügen von Hans Rullinger. 3. Aufl. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Frandhsche Verlagsbuchhandlung. Preis: geh. 1,20 Mk., geb. 2 Mk.

Von der Faser zum Gewand. Blick in die Verarbeitung der Textilrohstoffe. Von Dr. Hans Wolfgang Behm. Mit 37 Abb. und einem farbigen Umschlag. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Frandhsche Verlagsbuchhandlung.

Ossendowski und die Wahrheit. Von Sven Hedin. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1925. Preis: geh. 2 Mk.

Der große Forscher Sven Hedin weist in seinem Kampf um die Wahrheit in dieser Schrift überzeugend nach, daß das Werk des polnischen Professors Dr. Ferdinand Ossendowski „Tiere, Menschen und Götter“, das so viel Aufsehen erregte, zum Teil Phantasterei, zum andern Teil Plagiat ist.

Mein Bruder Sven. Nach Briefen und Erinnerungen von Alma Hedin. Mit 61 Abb. 400 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1925. Preis: in Ganzleinen geb. 15 Mk.

Am 19. Februar 1925 vollendete Sven Hedin das 60. Lebensjahr. Seine großen Taten als geographischer Forscher sind durch seine Reiseberichte allgemein bekannt; sie gehören zu den klassischen Schöpfungen der Länder- und Völkerkunde aller Zeiten. Swens Bruder Alma schildert des Bruders Weg zum Heldentum.

Zwischen Wasgenwald und Libanon. Herausgegeben von Ernst Roder, Detmold, Mayerische Hofbuchhandlung (Max Staercke) 1925.

Das Buch ist eine Kriegsgeschichte, aber nicht etwa eine trodene Regimentsgeschichte, sondern es schildert lebendig und anschaulich das Erleben der erst während des Krieges geschaffenen Gebirgsartillerie, der es vergönnt war, in den entlegensten und eigenartigsten der vom Kriege heimgesuchten Länder zu kämpfen.

Düsseldorf. Im Verlage der Deutschen Kunst- und Verlagsanstalt (Wilhelm Wallmichrath) Düsseldorf und in der Druckerei von L. Schwann, Düsseldorf, hergestellt, erschien (eben die zweite Auflage des Stadtwerkes Düsseldorf, im Auftrage der Stadtverwaltung und in Gemeinschaft mit der Handelskammer herausgegeben von Hans Arthur Lux.

Ein Stadtwerk von solchem Umfang und solcher Ausstattung dürfte nach dem Kriege auf dem deutschen Büchermarkt noch nicht erschienen sein. Ein gewichtiges Buch, in schweres Leinen gebunden, macht das Werk schon äußerlich einen glänzenden Eindruck, der sich immer mehr verstärkt, wenn man das Innere des Buches prüft. In einer längeren Reihe wertvoller Aufsätze wird von Wirken und Werden einer zukunftsreichen deutschen Stadt berichtet. Niemand kann sich beim Lesen, niemand selbst beim bloßen Durchblättern des Wertes dem Eindruck entziehen, daß hier in Wort und Bild der große Wille und das große Streben deutscher Selbstverwaltung sich kundtun. Auch die vorzüglichen Illustrationen allein schon lassen vor dem Betrachter das Bild einer schönen und vielseitigen Stadt erstehen, einer Stadt der Wissenschaft und der Künste wie der Wirtschaft und des Verkehrs.

Die zweite Auflage des Stadtwerkes bedeutet zum großen Teil eine völlige Neugestaltung. Während die erste Auflage auf 200 Seiten 35 Aufsätze brachte, enthält die zweite Auflage 53 Aufsätze auf 343 Textseiten. Die Zahl der Kunsttafeln hat sich verdoppelt und zwar von 21 auf 42. Die Zahl der übrigen Bilder ist von 186 auf 334 gestiegen.

Die Heimat. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde in Krefeld. Herausgegeben im Auftrage des Vereins von Prof. Dr. Rembert.

Das 1. Heft des 4. Jahrgangs dieser gediegenen, man kann sagen mustergültigen Zeitschrift, liegt vor uns, und es schließt sich seinen

Vorgängern nicht nur würdig an, sondern es ist auch umfangreicher und an geistigem Gehalt, wenn möglich, reicher geworden. Mit großer Freude nimmt man diese von echt vaterländischem Geist getragenen Blätter, die eine gar nicht hoch genug einzuschätzende Arbeit verrichten, immer wieder zur Hand.

Des Deutschen Vaterland. Unabhängige Zeitschrift zur Pflege deutscher Kultur und deutschen Unternehmungsgewisses. Bundesorgan der Nationalen Einheitsfront e. V. Herausgeber: Rudolf Wagner und Dr. Emil Carthaus. Vaterland-Verlag, G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 225.

Die zwei ersten Nummern dieser sehr schön ausgestatteten Zeitschrift liegen vor. Keiner Partei dienstbar, hat sich die Schrift die Aufgabe gestellt, in gehaltvollen Aufsätzen aus berufenen Federn das vaterländische Gefühl zu stärken, indem sie das deutsche Volk in seiner Geschichte und Arbeit vorführt und dadurch gegen die Vergewaltigung und Unterdrückung Deutschlands ankämpft.

Deutsche Hausmusik aus vier Jahrhunderten. Ausgewählt und zum Vortrag eingerichtet, nebst erläuterndem Text von Dr. Hugo Leichtentritt. Preis gebunden 6 Mark. Max Hesses Verlag, Berlin W 15.

Für Hausmusik ist eine der grundlegenden Forderungen, daß sie die Ausführenden nicht vor allzu große Schwierigkeiten stellt. Daß man in dieser Hinsicht in häuslichen Kreisen viel sündigt, braucht wohl nicht noch besonders erwähnt zu werden. Die häufige Verunglimpfung der großen Meister gehört zumeist noch zu den kleineren Übeln; ganz schlimm wird es dagegen bei der gedankenlosen „Pflege“ minderwertiger „Salonmusik“ und übler „Schlager“. Es ist ein Glück, daß hier von vielen Seiten immer wieder zur Einsicht gemahnt wird, daß Wege gewiesen werden, die Hausmusik auf eine edlere Stufe zu heben. Nur werden leider diese Mahnrufe noch immer viel zu wenig beachtet. Der vorliegende Band erwirbt sich auf diesem Gebiet ganz besondere Verdienste. Denn er bringt eine Auswahl aus jenen Werken, die in früheren Jahrhunderten beim häuslichen Musizieren üblich waren und die auch heute noch durchaus lebensfähig sind. Sowohl an Reichhaltigkeit der Stimmungen, als auch in bezug auf die Verschiedenartigkeit der erforderlichen Mittel ist die Auswahl sehr geschickt. Die Einleitung, die natürlich gar nicht versucht, eine große Musikgeschichte zu ersetzen, zeigt nicht nur, wie man früher in häuslichen Kreisen gesungen und gespielt hat, sondern erzählt zugleich aus alter Zeit manches andere Fesselnde. Wer durch diesen Band Anregung gefunden hat, sich weiterhin mit alter Musik zu beschäftigen, der findet zugleich Hinweise auf wertvolle Quellen. Der drucktechnisch hervorragend ausgestattete Band gehört in jedes Haus, in dem man sich an Musik erfreut. C. H.

Düsseldorfer Lieder. Gedichte von Max Beyer. In Musik gesetzt von Johannes Drüggepott. Düsseldorf.

dorf, W. Deiters' Verlagshandlung (Alfred Ponzen). Das preisgekrönte „Düsseldorfer Stadtlid“ und „Düsseldorfer Frühlingssied“ werden mit ihren frischen, sangbaren Weisen viele Freunde finden.

Geschichte der Musik in allgemeinverständlicher Form. Erster Teil: Die Entwicklung der Musik bis etwa 1600. Von Johannes Wolf. (Aus der Sammlung: „Wissenschaft und Bildung.“ Preis gebunden 1,40 Mark. (Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.)

Ein kleines Bändchen, das trotzdem von reichem Wissen zeugt und manch einem als willkommene Einführung in die Geschichte der Musik gute Dienste tun dürfte. Für spätere Auflagen wäre es vielleicht im allgemeinen Interesse doch empfehlenswert, einzelne musikalische Bezeichnungen noch ausführlicher zu erklären und eine Übersetzung der fremdsprachlichen Zitate hinzuzufügen. C. H.

Die Musik in der Weltkrise. Von Adolf Weißmann. Zweite, erweiterte Auflage. Preis des Ganzleinenbandes 7,50 Mark. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

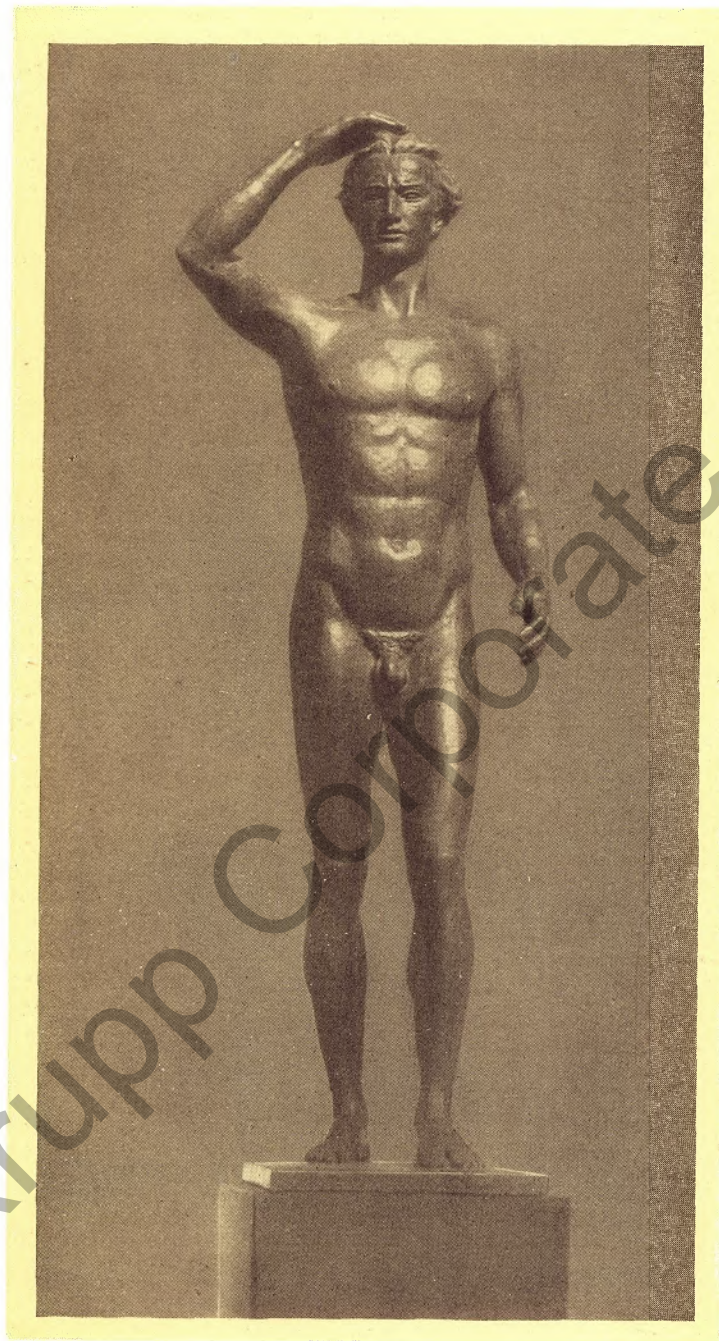
Ein Buch, das mit großer Liebe und reichem Wissen, dabei ohne jede Einseitigkeit das zeitgenössische Schaffen betrachtet. Mit fabelhafter Bildkraft des Wortes werden die verschiedenen musikalischen Strömungen aller Länder beleuchtet. 9 Bildnisse und 21 Notenhandschriften führender Musiker geben dem Buch einen ganz eigenartigen Reiz. Da das musikalische Leben keinen Stillstand kennt, so mußte in der neuen Auflage manches Urteil geändert werden; mancher Name, der nicht gehalten hat, was er versprochen, ist wieder ausgeschaltet worden, mancher neue, für die Zukunft verheißungsvolle, taucht auf. So schillert das Bild in tausend Farben, läßt aber trotzdem nie innere, klar geschaute Zusammenhänge vermissen. Völlig neu eingeschaltet ist der Abschnitt über den Russen Igor Strawinsky, der auf den seines geistigen und künstlerischen Gegenpols Arnold Schönberg folgt. In diesem Russen erblickt Weißmann den energischsten Vertreter des Unromantischen und „in gewissem Sinne den einzigen wahrhaft schöpferischen Menschen der Gegenwart“, der „die Kraft zur Tat gefunden hat“. Das zusammenfassende Urteil über den Komponisten lautet: „Das bisherige Lebenswerk des in der Blüte Stehenden unterscheidet sich von allem, was ringsum geschaffen wird, dadurch, daß das Experiment überwunden, das mit jedem neuen Werk auftauchende Problem auch wirklich gelöst wird: man entdeckt wohl Einseitigkeit, aber keine Halbheit an ihm. . . Wie weit seine Kraftquellen reichen, und ob der neue Klassizismus ihn ebenso stark finden wird wie seine frühere Musik: diese Frage ist noch nicht zu beantworten, denn auch seine Grenzen sind erkennbar.“ Das ist überhaupt einer der Hauptreize dieses durchaus lesenswerten Buches, daß der Verfasser sich fast überall eines abschließenden Urteils enthält, sondern statt dessen dem Charakter des zeitgenössischen Schaffens in mehr andeutender als endgültiger Form beizukommen versucht. C. H.

Inhalts-Verzeichnis.

Heft 3 (V. Jahrgang, Juni 1925): Die Kulturmorphologie, eine Einführung in das Denken und Schaffen des Forschers Leo Frobenius. Von Studienrat Hellmut Wohlenberg. Mit 4 Karten. S. 1 bis 7. — Das Rätsel der Materie. Von Prof. Dr. Ebener, Aachen (VIII). S. 7 bis 10. — D-Zug Köln-Berlin. Kohlezeichnung von P. G. Schmidt, Düsseldorf. S. 9. — Abergsee-Export. Von Dr. Emil Jordan. S. 11 u. 12. — Beche Freie Vogel und Unverhofft. Phot. Pöhler. S. 12. — Unsere früheren Kolonien. Fortsetzung und Schluß. Von Karl Mosig, Berlin. Mit 5 Abb. S. 13 bis 20. — Der Ruf aus dem Aether. 2. Fortsetzung. Roman von Paul Rosenhagen. S. 21 bis 25. — Aus Dortmund. Aquarellskizze von Fritz Pöhler, Freiberg i. Sa. S. 23. — Die Stadt Neuf als Hüterin der Westmark. Mit 1 Karte und 3 Abb. S. 26. — Theater, Kunst und Wissenschaft. Düsseldorf. S. 27 u. 28. — Dreistadttheater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. S. 28 u. 29. — Dortmund. S. 29 u. 30. — Deutsches Museum in München. S. 30. — Georges Bizet, zum Gedächtnis seines 50. Todestages. Von Karl Heinzen. S. 30. — Jagdausstellung in Düsseldorf. S. 31. — Rheinische Heimspiele am Siebengebirge. S. 31. — Eduard Mörike. S. 31. — Hermann

v. Wissmann. S. 31. — Technische Gedenktafeln. S. 31. — Titelbild, Kunstbeilage: Blick auf die Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim a. d. Ruhr. — Weitere Kunstbeilagen: „Wertstraße bei Vorsig“. Von Franz Graf. „Beilstein“. Von Aug. Rupp. S. 31. — Die Jahraufendfeier im Rheinland. S. 32. — Esingtau. S. 32. — Schlacht bei Fehrbellin. S. 32. — Kaiser-Wilhelm-Kanal. S. 32. — Der Sieg des starren Systems. S. 32. — Sauerland. Aquarellskizze. Von Fritz Pöhler. S. 32. — Schibault und Eleonore. Eine Geschichte von Lieb und Treu aus dem 12. Jahrhundert. Von Theodor Ebel. S. 33. — Sinnpruch: Der Mensch. S. 33. — Der Riesenhirsch von Datteln in Westfalen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. C. Gabel. Mit 2 Abb. S. 34 u. 35. — Eine Burg am Rhein. Mit 6 Abb. Von Hermine Schmülling. S. 36 u. 37. — Sinnpruch: Friede und Krieg. S. 37. — Das Schrifttum des Westerwaldes. S. 38 bis 41. — Ruf der Jugend. Gedicht von Heinz Steguweit. S. 41. — Turnen, Sport und Spiel. Aus deutschen Sportquartieren. Mit Abb. S. 42 u. 43. — Deutsche Turnerschaft. S. 44 u. 45. Mit 2 Abb. — Rätsel. S. 46. — Büchermarkt. S. 47 u. 48.

Rheinische Union, Düsseldorf. — Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Otto Reich-Balgheim, Düsseldorf. — Verantwortlich für den Sportteil: Heinz Haefels, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Union M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit Kunstbeilage und mit zweifarbigem Umschlag; M. 3.— (Einzelheft M. 0.25) für Hefte mit Kunstbeilage, und einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag und Titelbild) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen.



AUSBLICK
Bronzestatue von Johannes Knubel, Düsseldorf
(Große Kunstausstellung Düsseldorf 1925)